
Ludwig Fels

Ludwig Fels, geboren am 27. 11. 1946 in Treuchtlingen (Fränkische Alb). Nach Volks- und Berufsschule Brauereiarbeiter, Hilfsarbeiter in einer Schaumstofffabrik, Maschinist in verschiedenen Farbwerken und Ionischen Betrieben, Stanzer. 1970 Umzug nach Nürnberg, dort als Packer in einer Halbleiterfabrik beschäftigt. Kurze Zeit Mitglied im „Werkkreis Literatur der Arbeitswelt“, seit 1973 freier Schriftsteller, seit 1981 Mitglied des PEN-Zentrums der Bundesrepublik Deutschland. Fels lebte seit 1983 in Wien. Er starb nach einer schweren Krankheit am 11. 1. 2021 in Wien.

* 27. November 1946

† 11. Januar 2021

von Michael Töteberg

Preise

Preise: Förderungspreis der Stadt Nürnberg (1973); Leonce-und-Lena-Preis (1979), zusammen mit Rolf Haufs und Rainer Malkowski; Preis des Literaturmagazins des Südwestfunks (1979); Preis der Stadt Nürnberg (1981); Hans-Fallada-Preis (1983); Stadtschreiber von Bergen-Enkheim (1985); Villa-Massimo-Stipendium (1987); Stadtschreiber von Otterndorf (1989); Fördergabe des Schillerpreises des Landes Baden-Württemberg (1989); Andreas Reischek-Preis (1990), zusammen mit Robert Weichinger; Springer & Jacoby-Preis für dialogische Literatur (1991); Premio Ondas (1991); Literaturpreis Kranich mit dem Stein (1992); Johann-Alexander-Döderlein-Kulturpreis der Stadt Weissenburg (1995); Otto-Braun-Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung Weimar (2000); Wolfgang-Koeppen-Preis der Hansestadt Greifswald (2004); Literaturpreis der Wilhelm und Christine Hirschmann-Stiftung (2009); Wolfram-von-Eschenbach-Preis (2011); Johann-Alexander-Döderlein-Kulturpreis (2015); Platen-Literaturpreis (postum, 2021).

Essay

„Erlebnisrealismus“, mit diesem Begriff hat Heinrich Vormweg das Schreiben Ludwig Fels zu kennzeichnen versucht. Erlebte Wirklichkeit (des Autors) und literarische Fiktion stehen eng zusammen, Authentizität ist die Stärke dieser Literatur. Nicht die artistischen, spielerischen Möglichkeiten der Literatur, nicht die Erfüllung oder Destruktion einer ästhetischen Konzeption sind der Schreibanlass, sondern das Bedürfnis, sich in der Welt zu orientieren, den Hoffnungen und Kämpfen, dem Leiden und der Liebe Ausdruck zu verleihen. Unmittelbar an den Erfahrungsbereich des Autors gebunden, geht in diese Literatur relativ ungebrochen die gesellschaftliche Position des Autors ein. Als Ludwig Fels 1973 seinen ersten Gedichtband „Anläufe“ vorlegte, war er seit zehn Jahren Hilfsarbeiter, ein *underdog* unserer Gesellschaft, der seinen Zorn,

seine ohnmächtige Wut auf Unterdrückung und Ausbeutung herausschrie. Schreiben als Akt der Notwehr: „Ich will raus. / Zur Zeit / bau ich aus der Schreibmaschine eine Axt.“ Häufig wählt er aggressive, geradezu martialische Ausdrücke. Aufschlussreich – auch für sein eigenes Schreiben – ist ein Satz aus seiner Rezension der Gedichte von Jim Burns: „Fluchen ist manchmal schon wie ein Faustschlag.“ („literatur konkret“, Heft 2).

Mit der Politisierung der Literatur, einer Folgeerscheinung der Studentenbewegung Ende der 1960er Jahre, hat dieser Schreibansatz wenig gemein. Nur einzelne, isoliert wirkende Texte nehmen die Technik des Agitprop auf, z.B. „Schah in Schah“, in: „Anläufe“. Fels wendet sich gegen die linke Schickeria, gegen den Paperback-Marxismus: „Zu viele Bücher haben einen roten Einband. Aus dieser Ecke pfeift selten ein Wind“ („Rückwärtsgedacht und vorwärtsgefühl“, in: „Platzangst“, 1974). Ein Außenseiter im Literaturbetrieb, hat er sich immer gegen das Etikett ‚Arbeiterdichter‘ gewehrt; aus dem „Werkkreis Literatur der Arbeitswelt“ trat er nach kurzer Zeit wieder aus.

Fels porträtiert sich als „Arbeiter und / in der Mitte / zwischen arm und am ärmsten“ („Binsenweisheiten“, in: „Anläufe“). Der Erlebnisraum, den er in den ersten Gedichtbänden „Anläufe“ und „Ernüchterung“ (1975) sowie der Prosasammlung „Platzangst“ literarisch ausmisst: der zermürbende, menschenvernichtende Arbeitsalltag, die Flucht in eine die Arbeitssituation lediglich verdoppelnde Freizeit, der proletarische Sozialisationsprozess, das Elend des Alterns in dieser Gesellschaft. Er schreibt von den staatlichen Gewaltverhältnissen und von der Brutalität zwischen Mann und Frau, er schildert seine Alpträume, die Angst vor Polizeiwilkkür und einem übermächtigen Bespitzelungsapparat, aber auch seine Träume von der ausbrechenden Revolution („Der Anfang ist gemacht“, in: „Ernüchterung“). Die Tendenz aller Texte: Hass auf die gesellschaftlich Privilegierten („Die Macht ist dort, wo Oben ist“), von dem die Intellektuellen nicht ausgenommen sind: „Mir graut unter vielem andern vor den Ärschen der Intelligenzler, die klug auf meinen Kopf scheißen“ („Ausnahmsweisen“, in: „Platzangst“). Eine analytische Haltung nimmt Fels nicht ein; sein Orientierungsmuster ist ein vager sozialer Topos der Art: „Wir hier unten – ihr da oben“. Schließt man aus der Summe aller Texte auf die politische Position des Verfassers, so muss man Fels als spontanistischen Anarchisten bezeichnen. „Es ist die Militanz, die meinen Verstand erfrischt. Der rote Faden aller Geschichten ist mit Blut getränkt“ („Schlechtwetterlage“, in: „Platzangst“). Im „Protokoll über einem älteren Kommunisten“ (in: „Anläufe“) erklärt Fels, daß „ich noch immer keine Möglichkeit finde / mich meiner aufrührerischen Tendenzen / so zu entledigen / wie er.“ (Dieser Text ist aber keine eindeutige Absage an die Kommunisten, denn er drückt auch den Wunsch aus, sich ihnen anzuschließen.)

Proletarisches Bewußtsein artikuliert Fels nur bedingt, er bezieht sich zumindest ebenso stark auf die Freaks und Ausgeflippten der Subkultur, in marxistischer Terminologie: auf das Lumpenproletariat. Die Verlagswerbung zurechtrückend, hier teile einer Erfahrungen aus der Arbeitswelt mit, beschreibt Gert Loschütz den von Fels dargestellten Gesellschaftsausschnitt als Kneipenkultur mit Anarchistentouch, eher traurig als politisch, der Bohème näher als der Arbeiterklasse. Zugleich aber – und hier ist wiederum Loschütz zu korrigieren – hat Fels einige beeindruckende realistische Erzählungen aus der Arbeitswelt geschrieben (u. a. „Warten“ in: „Platzangst“ und „Das Unglück

nach dem Unfall“ in: „Literarische Hefte“, 46). Seine literarische Produktion läßt sich nicht über einen Kamm scheren: Fels, der über die in Buchform vorgelegten Arbeiten hinaus noch zahlreiche Zeitschriften und Anthologien mit Texten beliefert, löst nicht immer die kritischen Ansprüche ein, die er sich selbst gesetzt hat. Obwohl er in dem Prosatext „Im Wolkenloch“ („Platzangst“) dezidiert Stellung bezogen hat gegen die Haltung vieler Jugendlicher, die Edgar Broughton und Alice Cooper ‚irgendwie‘ revolutionär finden, reproduziert er gerade jene Ideologie recht häufig in seiner Schallplatten-Kolumne für „konkret“. Und obwohl er verspricht: „Ihr wartet umsonst drauf, daß mir die Augen vor Traurigkeit platzen“ („Hat irgendjemand Josef gesehen?“, in: „Platzangst“), verfällt er in anderen Texten einer richtungslosen Melancholie und wird vom „Weltschmerzkoller“ eingeholt. Fels ist ein Autor, der seine literarische Produktion keiner Selbstkontrolle unterzieht. Positiv gewendet: Dieser Autor glättet nicht seine Widersprüche, er gibt auch Gefühlen Ausdruck, die ein politischer Rationalist unterdrückt, sich selbst verbietet.

Zu seinem ersten Gedichtband „Anläufe“ erklärte Fels selbstbewußt: „Ich habe den Unterschied zwischen Ehrentribüne und Stehplatz bemerkt, darum gibt es auch nicht die geringste Möglichkeit, meine Gedichte mit ‚Kunst‘ zu verwechseln.“ Fels hat keine Angst vor Klischees und Sentimentalität; er wählt häufig kühne Metaphern, die Literaturkritikern Schauer über den Rücken jagen. Die lakonischen Sätze erinnern an Blues-Rhythmen (z. B. „Euphorisches Mittwochabendgedicht“, in: „Anläufe“). Seine ungestüme Kraft bringt nicht die Geduld auf, ästhetisch wohlgeformte Sätze zu bauen: Platzangst auch hier. Die Sprache drängt zur epigrammatischen Knappheit, zur aphoristischen Zuspitzung; diese Beobachtung gilt auch für den Roman „Die Sünden der Armut“ (nach den strengen Maßstäben der Gattungspoetik eine Erzählung).

Eine muffige Bruchbude, wo es „nach Abort, Schwamm und Schimmel stinkt“, ist das Zuhause von Ernst Krauter und seiner Mutter. Die Mutter, die nur schwer sich und ihren unehelichen Sohn durchbringen kann, läßt sich, „weil sie halbwegs annehmbare Zustände will“, mit Männern ein; z.Z. lebt sie mit Detlev Richter, einem kleinen Gauner, zusammen. Dieser will dem Jungen Anerkennung abpressen, er besteht darauf, „Vater“ genannt zu werden. Ernst begegnet ihm mit Verachtung. Der haßerfüllte Machtkampf führt tagtäglich zu einem (nicht nur rhetorischen) Schlagabtausch; die Mutter ist zu schwach, um für ihren Sohn einzutreten. Der heiße Wunsch, aus der Trostlosigkeit dieses Daseins zu entfliehen, treibt Ernst auf die Straße, in die miesen Kneipen. Seine Hoffnung richtet er auf Personen, die keine Heimstatt besitzen und ihm als „Ausgeburten der Freiheit“ oder „Helden“ erscheinen: Rocker, Zirkusleute, Penner. Ein Kneipengespräch mit einem Penner nimmt ihm diese Illusionen; nach der Begegnung mit einem Anarchisten brummt ihm der Kopf: Ernst hat das Gefühl, diese Bekanntschaft zu früh gemacht zu haben, er kann noch nicht die Konsequenz und Radikalität der eben gehörten Sätze in sein Leben übertragen. Alle Ausbruchsversuche enden in Sackgassen. Zornig und machtlos, immer wieder getreten und zurückgestoßen, versucht er in Gewaltphantasien seine Wut auszukotzen.

Bisher hat der Junge auf der Straße herumgelungert, nun zwingt ihn Richter, einen Hilfsarbeiterjob anzunehmen. Die Mutter ist froh, daß sie einmal alle drei Arbeit haben – selbst wenn es demütigende Dreckarbeit ist, die den Körper zerstört und den Geist abstumpft. Sie und ihr Freund klammern sich verzweifelt an die Illusion, durch Arbeit den Aufstieg in die bürgerliche Normalität zu schaffen; Ernst will aber nicht für einen Fernsehapparat oder

eine Polstergarnitur arbeiten. Seine geradezu körperliche Abwehr läßt ihn die Situation am Arbeitsplatz überscharf diagnostizieren. Er verweigert sich der Treitmühle, kaum daß er in sie hineingeraten ist. Der Arzt gibt ihm eine kurze Galgenfrist, schreibt ihn 6 Tage krank. Das Ende ist offen. Ein Lernprozeß wird angedeutet: „Er begriff die Verhältnisse als Zuchtleinen“, die Konsequenzen werden nicht mehr gezeigt.

Ohne in naturalistische Milieumalerei abzugleiten, ist „Die Sünden der Armut“ eine bedrückende Studie über das Leben der sozial Deklassierten, denen jede Aufstiegschance verbaut ist. Über Ernst heißt es: „Seine Herkunft war ein Startloch mit Fußangeln.“ Die Pubertät ist eine Strafe, die Armut eine Sünde, die an Ernst Krauter und seinesgleichen verbrochen wird. Obwohl der Roman aus der Perspektive des Jungen erzählt wird – darauf verweisen schon die konsequent durchgehaltenen Bezeichnungen „der Mann“ (Richter) und „seine Mutter“ –, ist der Erzähler nie identisch mit dem Bewußtsein seines Helden. Er läuft neben ihm her, beschreibt mit Distanz. Fels beschönigt nicht die Verhältnisse in dieser proletarischen „Familie“, aber er denunziert keine der Figuren, auch Detlev Richter nicht. Seine Erzählweise erinnert an Stücke von Franz Xaver Kroetz. Man hat die Perspektivlosigkeit des Romans kritisiert – aber welche Perspektive bietet das Leben für einen Ernst Krauter in dieser Gesellschaft? Die Beschreibung der Ausweglosigkeit ist in diesem Falle identisch mit literarischem Realismus. Doch ist die Aussage keineswegs fatalistisch: Seine zähe, trotz aller Demütigungen ungebrochene Widerstandskraft ist die einzige Kraft, auf die sich Krauter besinnen kann. Die Prügel, die er überall bezogen hat, haben ihn nicht auf den Boden geworfen: Der Wille zur Selbstbehauptung ist zu mächtig, als daß er sich resignierend mit dem Elend abfinden könnte.

Zweifellos geht auch „Die Sünden der Armut“ auf autobiographische Erfahrungen zurück, doch liegt diesem lückenlosen Elendspanorama eine bewußt gestaltete Konstruktion zugrunde. Aus dem Hilfsarbeiter Ludwig Fels ist ein freier Schriftsteller geworden, die Veränderung des Sozialstatus bedeutet zugleich eine Entfremdung vom ursprünglichen proletarischen Milieu. Der Erlebnisrealismus birgt besondere Gefährdungen in sich, wie an der Entwicklung Karin Strucks leicht ablesbar ist. (Lediglich angemerkt sei, daß Fels einen enthusiastischen Aufsatz schrieb, in dem er Karin Struck, wenn auch mit Fragezeichen versehen, eine „neue Jeanne d'Arc“, einen „weiblichen Bakunin“ nennt; in: Peter Schumann (Hg.), *Kreatives Literaturlexikon*, Starnberg 1974). Die Autorin von „Klassenliebe“ sieht durchaus „das Problem der aufsteigenden Arbeiterkinder, wie sie ihre Identität behalten können, statt sie ‚abzuarbeiten‘.“

Auch für Fels kann der Erlebnisrealismus zu einer rücksichtslosen Ausbeutung der eigenen Person und ihrer Biographie werden: „Man reibt sich auf, und die Brösel sind plötzlich Kunst“ („Berufsbild“, in: „Mein Land“). Schon 1975 verspürte er „ein Zeichen von Reue“: „Vielleicht hätte ich mich nicht / zu meinem eignen Verkäufer machen sollen. / An meinem Körper / befindet sich kein Schaufenster“ („Flüsterton“, in: „Ernüchterung“).

Das Dilemma, in das der ehemalige Arbeiter hineingeraten ist, zeigt sich in dem Gedichtband „Alles geht weiter“ und der Prosasammlung „Mein Land“. Natürlich wehrt Fels sich gegen das Diktat wohlmeinender Literaturagenten, von den Fabriken zu dichten und den „Vorsprung“ seiner Arbeiter-Herkunft zu

nutzen („Alte Befehle“, in: „Alles geht weiter“). Andererseits wird die soziale Realität nicht mehr am eigenen Beispiel dargestellt, sondern die mitarbeitende Ehefrau wird herangezogen, die Erinnerung an frühere Zeiten aufgefrischt; selbst der „Stammbaum“ muß Material für Geschichten liefern. Die eigene Person bietet wenig Ansatzpunkte: „Ich halt mich über Wasser, aber das ist nicht der Platz, wo man Feuer fängt“ („Berufsbild“, in: „Mein Land“). (Ironisch heißt es dann weiter: „Ich müßte etwas erleben, um berichten zu können, aber dazu fehlt mir das nötige Geld“. Doch von einer Amerika-Fahrt brachte Fels lediglich touristische Oberflächen-Eindrücke mit; vgl. die Verserzählung „Ich war nicht in Amerika“.) Formal rezipiert Fels verstärkt die sogenannte New Yorker Schule und deren bundesdeutschen Apologeten Rolf Dieter Brinkmann, (der Titel „Alles geht weiter“ ist eine Anspielung auf die Vorbemerkung zu Brinkmanns „Westwärts 1 & 2“). Thematisch verlagern sich die Gewichte: Vertreter, Sekretärin, Angestellte, Personengruppen mit Aufsteiger-Ideologie und Konsumabhängigkeit stehen im Mittelpunkt; der wildgewordene Kleinbürger, der mit Schaum vorm Mund nach der Todesstrafe für RAF-Sympathisanten schreit, wird als wirklicher Terrorist entlarvt („Terroristen“, in: „Mein Land“). Weiterhin ist Fels gegen „linke Linke“, „die sich bei kommenden Revolutionen / die Arbeiterschaft als Fußvolk halten wollen“ („Aus der Erde wird eine Welt“, in: „Alles geht weiter“), hält zu seiner „Geliebten / der unvergänglichen Genossin Anarchie“ („Dann aber morgen“, in: ebd.) und schreibt ein Widmungsgedicht für Peter Paul Zahl. Aber: Der Autor, der einmal so selbstbewußt anfing, seinen Haß gegen die Mächtigen herauszuschreien, verheimlicht nicht, daß sein Orientierungsraster Einbrüche erlitten hat: „Ich bin immer ganz fertig, weil ich / nicht genau weiß, was oben ist / aber auch nicht / alles von unten“ („Erfahrung“, in: „Alles geht weiter“).

Der Held des Romans „Ein Unding der Liebe“ scheint verwandt mit der autobiographischen Figur aus den „Sünden der Armut“. Georg Bleistein, unehelicher Sohn einer Alkoholikerin und Prostituierten, arbeitet als Küchenhilfe im Restaurant eines Supermarkts. Tante und Großmutter, die dafür gesorgt haben, daß seiner Mutter das Sorgerecht abgesprochen wurde, hüten ihn wie einen Besitz, fordern von ihm Dankbarkeit. Geknebelt von ihrer umsorgenden Bemutterung sucht Bleistein im Essen einen Ersatz. Das Zweizentner-Riesenbaby, dem das Erwachsenwerden versagt wird, ahnt dumpf, daß er ausbrechen muß, um das Leben zu gewinnen. Bleistein kann die trostlose wie kräftezehrende Arbeit nicht durchstehen, die einschnürende Umklammerung der Frauen nicht länger ertragen: Fristlos entlassen und aus dem Haus gewiesen, flüchtet er aus der Provinz und sucht in der Stadt nach der Mutter. Findet sie nach einer Irrfahrt und weigert sich, die Realität zu erkennen: daß die Mutter ihr verkorkstes Leben bis zum bitteren Ende führen will – er ist kein Märchenprinz, der sie aus dem Sumpf holen kann, sondern nur eine weitere Belastung. Bleistein, von Rachephantasien getrieben, stellt den Mann, der die Mutter aushält und ausnutzt. Der Schlagabtausch endet kläglich. Wieder bleibt Georg Bleistein nur die Flucht, doch jetzt ohne jedes Ziel. Auf einer Parkbank blickt er in den Himmel: „Die Erde war der fernste Stern.“

„Ein Unding der Liebe“ handelt von einem jungen Menschen, der Heimweh nach einer Zukunft hat, was ihm von dieser Gesellschaft verweigert wird. Die Hoffnungslosigkeit seiner Situation versperrt ihm den Blick auf realistische Gegenwehr, Widerstand verflüchtigt sich zu einer vagen Formel: „Er war nicht in der Gewerkschaft, kein nummeriertes Mitglied, eher ein Sympathisant

bekehrungsabtrünniger Kannibalen.“ Bleisteins Position ist offenbar auch die des Autors, der keine Möglichkeit sieht, eine Perspektive auch nur anzudeuten.

Hinter aller Radikalität, mit der hier die BRD-Gesellschaft der Gegenwart attackiert wird, verbirgt sich eine neue Romantik, die die Krankheit der Seele zu erfassen sucht. Wie ein Blues, der endlos und wenig variierend einen Verlust beklagt, liest sich dieser Roman. Immer wieder fixiert Fels die Seelenlage seines Helden: „Er schämte sich nicht; er hatte nichts auf dieser Welt verloren, das ahnte er genau. (...) Er hatte nichts zu verschenken, nichts zu gewinnen, er mußte versuchen, sich selbst kein Verlust zu werden.“ In dem Fettkloß steckt ein verletzlicher und von der Umwelt drangsaliertes Mensch, auf den alle einprügeln und der von sich weiß: „Ich bin gut in mir.“ Ihm geht alles durch die Haut. Aus heißer Sehnsucht, die Kälte zu brechen, schwitzt er Eisträume aus. „Er wünschte sich eine mörderische Kälte in den Kopf. Eis statt Blut, Tränen so hart wie Kiesel.“

Empfindsamkeit und Neoromantik finden sich in manchen Neuerscheinungen der achtziger Jahre. Wo sonst aber die edlen Gefühle der Intellektuellen-Kaste zugesprochen werden und privilegiertes Leiden beschrieben wird, wendet sich Fels dem proletarischen Milieu zu. Auf Authentizität im naturalistischen Sinn verzichtet er; seiner Figur gesteht Fels ein Bewußtsein und eine Sprachkompetenz zu, die über den Abbild-Realismus hinausgehen. Der Erzähler stellt sich schützend vor die outcasts seines Romans, gibt seine Formulierungskraft uneingeschränkt weiter. Doch dieser Schreibansatz hat auch negative Aspekte. Zu oft werden den Figuren zitierfähige Sentenzen in den Mund gelegt. Zu oft bringt der Erzähler anschließend die eben beschriebene Situation noch einmal auf den Begriff. Mit zentralen Motiven, so der Kältemetapher oder Bleisteins Märchen-Faszination, kann der Autor nicht haushalten und bemüht sie noch in wenig überzeugenden Zusammenhängen. Eingestreute Gedichte und Prosaskizzen erweitern nicht immer den Romanhorizont, sondern erweisen sich manchmal als metaphernreiche Stimmungsmalerei. Betäubend schöne Bilder werden durch kraftmeierische Pointen um ihre Wirkung gebracht. Eine oft unkontrollierte Bilderflut schwächt die Wirkung des großangelegten Romans.

Fels Theatertexte, dramatische Konzentrate seiner bisherigen Arbeiten, gehen vom kritischen Volksstück aus, drängen jedoch über den Realismus hinaus. Der Autor wagt kühne Bühnenmetaphern und entwirft grell ausgeleuchtete Szenarien. Nach der Uraufführung wurden die Theaterstücke nur zögernd von den Bühnen nachgespielt.

„Lämmermann“ schildert einen Ausbruchsversuch. Der Titelheld, vom Autor zwischen Brechts Baal und dem Beckmann Wolfgang Borcherts angesiedelt, schreit sein Leiden, seinen Ekel und seinen Zorn heraus. Unverkennbar ist das expressionistische Pathos: Er will, in der Sprache der Eskimos, ein Inuit sein, „was soviel heißt wie Kanake auch, nämlich Mensch. Mensch. Und nicht mehr!“ So die letzten Worte des Schlußmonologs, der mit einem Appell an den Schutzengel anhebt. Lämmermann, der Name deutet es bereits an, ist eine Figur mit christologischen Zügen: das Opfer, das sich selbst darbringt. Der anarchistische Rundumschlag führt ihn in die Isolation; Lämmermann zerstört seine soziale Existenz und damit sich selbst. Auch Hans Walczak in „Der Affenmörder“ kann es nicht länger mit „nichts als Bier und Beton im Kopf“ aushalten. In Horvaths Stück „Kasimir und Karoline“

wird „Juanita, das Gorillamädchen“, „auf dem ganzen Leibe tierisch behaart“, als Oktoberfest-Attraktion präsentiert; Fels zeigt die Peepshow als neuzeitliche Variante des Schaustellergewerbes und läßt eine pornographische Dschungelshow vorführen. Walczak projiziert auf die Tier-Frau seine Sehnsüchte nach Wildnis und unverfälschter Natur, während in Wahrheit doch nur ein domestiziertes Sexualobjekt vorgeführt wird. Das Schlußbild zeigt die Äffin als Beate-Uhse-Puppe und den Arbeiter als Affen, der den Käfig nicht mehr verlassen will. Evi küßt Walczak durch die Gitterstäbe und zerkratzt ihm das Gesicht.

Rosina Zarik („Lieblieb“) lebt nach Jahren in psychiatrischen Kliniken bei einem Witwer, der, von der Erinnerung an seine verstorbene Frau überwältigt, sie schlägt und quält. Ihr bleibt nur die Wahl zwischen „Eisbegräbnis“ und „Eiterbeulen“, zwischen Unpersonen in weißen Kitteln, die medikamentöse Betäubung verabreichen, und dem Unmenschen Rudi Brada, der seine sadistischen Phantasien an ihr auslebt. Als Gegenwelt zu den trostlosen Gewaltverhältnissen steht, in der Titelvokabel bereits angedeutet, Regression: Die wundgeschlagene Rosina hat trotz allem „nicht verlernt, ein Kind zu sein“.

Die Theaterstücke lassen sich als Endzeitspiele interpretieren. Die Akteure auf der Bühne, so der Autor über „Lieblieb“, sind das „Personal der Welt“, sie sind „Produkte einer Verkümmerng, die in Rausch und Gewalt ihre tristen Feste feiern“.

Eisträume, Betonmärchen nennt Fels seine kurze Prosa, Zustandsberichte von den alltäglichen Verwüstungen der Städte und ihrer Bewohner. Es sind Bilder des sozialen und ökologischen Zerfalls, Momentaufnahmen deformierten Lebens. „Die Städte stehen. Wir liegen in ihnen, auf dem Bauch, auf dem Rücken, entseelt, mit gebrochenen Augen, mit gelähmten Zungen, plattgewalzt, ausgelöscht“ („Kanakenfauna“). Verglichen mit den aggressiven Schilderungen von der „Heimatfront“ erscheinen die Reiseimpressionen aus fernen Ländern wie eine Erholung; hier genießt der Autor die Natur, „diese grüne Narkose“, obwohl es sich beim näheren Hinsehen um gestörte Idyllen handelt. Traum und Wunschphantasie bilden ebenfalls Fluchtträume, doch selbst hier dringen beklemmende Visionen von Gewalt und Tod, Angst und Schrecken ein.

Fatalismus und Perspektivlosigkeit sind Fels vorgeworfen worden. In seiner Verzweiflung beschwört er Weltuntergangsstimmung und Todessehnsucht: „Die Zukunft, auf einen Begriff, auf ein Wort reduziert, ist schwarz wie der Tag, und nur Sterben ist schöner“ („Betonmärchen“). Doch schon der Akt des Schreibens ist Widerstand gegen die Zukunftslosigkeit dieser Gesellschaft, und hinter den metaphernreichen Attacken verbergen sich hoffnungsvolle Utopien eines anderen Lebens. „Es gab eine Zeit, da wollte ich nur noch über den Tod schreiben“, bekennt Fels in „Kanakenfauna“. „Nun schreibe ich

übers Sterben, denn das hat etwas mit dem Leben gemein.“ Die selbstkritische Reflexion seiner Arbeit stürzt ihn, der nicht länger am Schreibtisch „pathetisch randalieren“ will, immer wieder in Identitätszweifel. Fels, ein produktiver, mit zahlreichen Literaturpreisen bedachter Autor, akzeptiert nicht die Schriftsteller-Rolle. In seinem „Morgengebet“ heißt es: „Ich will leben. Papier ist so ziemlich das dümmste Leichentuch, das man sich überwerfen kann“ („Betonmärchen“).

Fels hat wie kein anderer Autor seiner Generation Schmerz und Ekel, Zorn und Verzweiflung artikuliert; angesichts der von Verseuchung und Zerstörung heimgesuchten Welt schienen ihm Zynismus und Obszönität angebrachter als poetische Schönheit und Kunstfertigkeit. In der Lyriksammlung „Der Anfang der Vergangenheit“ (1984) und dem Prosaband „Die Eroberung der Liebe“ (1985) findet sich neben den bekannten Themen und Motiven ein neuer Ton. Das deklamatorische Pathos, dem expressionistischen Schrei verwandt, ist der Stille gewichen, einer meditativen Haltung: Heute betrachte er auf den Friedhöfen „die Züge der Ameisen zwischen den Grabsteinen, und wenn ich dann die Augen schließe, höre ich ihre Schritte und die Echos, die von den Flügeln der Engel zurückgeworfen werden“. Die Utopie eines besseren Lebens faßte Fels bisher in Bilder unstillbaren Fernwehs; jetzt heißt es, „zuerst müßte der Mensch sich in sich selber beheimatet fühlen“. Die Gedichte des Bandes „Der Anfang der Vergangenheit“ sind ein großangelegter Versuch, am Beispiel der Hungerjahre der Nachkriegszeit zu erfahren, „wo der Mensch sich beheimatet fühlt“. Fels wendet sich der Vergangenheit zu „ohne den Korpsgeist nostalgischer Expeditionen“; in knappen lyrischen Szenarien beschreibt er den proletarischen Alltag mit Armut, Not und Unterdrückung: „Alte Höfe können Geschichten erzählen. / Jeder Stein weiß einen Satz. / Dreht man ihn um / ist er voll Blut.“ Die Gedichte handeln von einer Zeit, die der Autor nicht bewußt erlebt hat, die vor seinen Erinnerungen liegt. Das einengende Konzept des Erlebnisrealismus hier aufgebend, gewinnt Fels eine neue Freiheit und Souveränität im Einsatz ästhetischer Mittel, die Ironie und Melancholie einschließt und viele Gedichte subtiler und nuancenreicher erscheinen läßt als die bisherige lyrische Produktion dieses Autors.

Der Roman „Rosen für Afrika“ (1987) erzählt die Geschichte des Gelegenheitsarbeiters Paul Valla, der eine Tochter aus begüterttem Hause geheiratet hat. Als sie ein Kind erwartet, rastet er aus: Damit, so glaubt er, sei sein Lebenstraum begraben, der Afrika heißt und alles meint: Flucht aus dem Alltag, Fernweh, Urwald, ungezügelte Triebe, eine andere Gesellschaft, ein anderes Leben. Afrika ist überall, es kann „unter dem Wasser und über allen Wolken liegen“, wichtig ist nur: die Menschen, vor allem er selbst, sind dort anders.

Karola setzt ihn, nachdem Valla die Schwangere in den Bauch getreten hat, vor die Tür. Er weiß nicht, wohin mit sich, und für sein Unglück braucht der Mensch Gesellschaft. Valla nimmt sich den Arbeitskollegen Konrad Zuzzi zum Freund. Obwohl sich der ältere Mann verzweifelt dagegen sträubt, entsteht zwischen beiden ein zärtlich-inniges Verhältnis, die eigentliche Liebesgeschichte dieses Romans. Beide Männer bilden ein höchst ungleiches Paar: Der eine will mit dem Kopf durch die Wand, der andere erwartet nichts mehr vom Leben. Sie provozieren sich, schaukeln sich gegenseitig hoch, gehen nicht mehr zur Arbeit; sie prügeln sich bis zur Erschöpfung und richten sich aneinander wieder auf. Es ist eine Eskalation, die nur mit dem Tod enden kann. Valla, der sich bisher „eine Wildnis erträumt“ hat und sie nun rücksichtslos leben will, erreicht den fernen dunklen Kontinent nicht – oder doch: Nach einem Banküberfall, bei dem er Zuzzi erschießt, hetzen ihn die Bluthunde. „Er stand auf und ging, bis er den Boden unter den Füßen verlor.“

Nicht die Story beeindruckt, sondern die Sprache, mit der Fels Gefühle in Bilder faßt. Sie gibt eine Ahnung davon, welche Kraft in diesen Männern steckt. Der harte Schlagabtausch drängt zum Dialog, die emotionalen Stimmungen zu einer stark lyrisch grundierten Prosa. „Das ist zugreifend realistisch, doch auch

offen für die Widersprüche erzählt. Oft steigert sich die Sprache ins Emphatische. Zugleich benutzt Ludwig Fels demonstrativ eine groteske Theatralik als ein Mittel, die schon in den Gemütsmüll abkippenden Emotionen Paul Vallas auf Distanz zu halten.“ (Heinrich Vormweg) War Georg Bleistein in dem Roman „Ein Uding der Liebe“ ein bloßes Opfer der Verhältnisse, so ist Valla ein Prolet voller Stolz und Selbstbewußtsein. Seine wüste Vitalität, sein Lebensdrang können auf dieser Erde keine Erfüllung finden, doch in seinen Wachträumen und Aufbruchsphantasien formuliert sich eine radikale Utopie jenseits politisch-sozialer Programme. Hinter den brutalen Gesten steht nicht Verachtung; dies gilt auch für die Erzählhaltung. Fels schont seine Figuren nicht, aber er liebt sie.

„Der Himmel war eine große Gegenwart“ (1990) handelt vom Sterben seiner Mutter; das Buch trägt den Untertitel „Ein Abschied“. „Ich sterbe mit, zur Begleitung sterbe ich mit, ein Stückchen weit sterbe ich mit ihr, ihr entgegen.“ Unverstellt autobiographische Schilderungen wechseln mit Traumszenarien und poetischen Meditationen. Fels variiert Ernst Blochs Begriff der Heimat – „Die Mutter ist der letztmögliche Weg zurück in die Kindheit, in der man nie war“ – und er weiß: „Wenn du tot bist, bin ich nirgends mehr daheim.“ Vor vielen Jahren hat er seine fränkische Heimat verlassen und ist nach Wien gezogen; nun läßt er sich aus sicherer Distanz berichten, wie es um den sich immer weiter verschlechternden Gesundheitszustand der Mutter bestellt ist. „Vielleicht bin ich ein Feigling, weil ich dich unter Worten begrabe, noch während du lebst, schon schreibe von deinem Tod.“ Die Trauer um einen anderen Menschen wird zum Lamento des eigenen Verlusts: Das Kind will von der Mutter nicht allein gelassen werden. Andererseits ist der Sohn erwachsen, längst abgenabelt: Er lebt in einer anderen Welt, die Entfremdung läßt sich nicht einfach aufheben. „Ich bin dein Sohn, ein Fremder vom gleichen Fleisch und Blut.“ Seinen Vater hat er nie kennengelernt, vom Leben der Mutter weiß er wenig. Es bestand aus harter Arbeit und klaglos hingenommenen Niederlagen, eine Haltung, die dem Sohn fremd ist. Eine „nachgetragene Liebe“ bricht sich in widersprüchlichen Empfindungen Bahn. Schuldgefühle und Befreiungsgefühle, zärtliche und obszöne Passagen, wütende Ausbrüche und unpräzise beschriebene Erinnerungen, am Ende das Bekenntnis: „All die Jahre hindurch habe ich immer nur mir selbst den Krieg erklärt und mich nie besiegt und bin dir nie zu Hilfe gekommen. Ich habe deine Kämpfe nie verstanden.“

Der Dramatiker Fels versuchte ohne rechten Erfolg, neues Terrain zu erobern. Einen Ausflug ins Boulevardtheater unternahm er mit „Sturmwarnung“ (1993), geschrieben für Hans Joachim Kulenkampff. „Die Hochzeit von Sarajevo“ (1994) thematisiert die Inszenierung der Wirklichkeit durch die Medien, blieb jedoch eine unreflektiert-vordergründige Attacke und drang nicht zum politischen Zeitstück vor. Mit „Soliman“ (1991) wandte sich Fels erstmals einem historischen Stoff zu, angesiedelt in Wien, Winter 1796. Der schwarze Afrikaner Angelo Soliman, das Geschenk einer Dame an den Grafen Lobkowitz, konnte dank der Gunst Kaiser Franz II. in der sich aufgeklärt gebenden Gesellschaft als „fürstlicher Mohr“ Karriere machen; nach seinem (natürlichen) Tod wurde Soliman als „Schaustück“ ausgestopft und im „Hofnaturalienkabinett“ ausgestellt. Das Schicksal des Wiener Negers – ein gebildeter Exot, Logenbruder von Mozart – wurde mehrfach literarisch aufgegriffen, u.a. von Robert Musil und Fritz von Herzmanovski-Orlando. Fels verarbeitete die biografischen Fakten frei zu einer Passionsgeschichte: In 28

Bildern wird ein perfides, von Sexualneid und Fremdenhass geschürtes Komplott geschildert, das mit der hautschonenden Ermordung Solimans endet. – Das Theaterstück fiel bei der Uraufführung durch, wurde rehabilitiert in mehreren Provinztheater-Inszenierungen und verschwand dann von den Spielplänen.

„Hinter mir lag ein langes Sterben. Vor mir hatte ich nur den Tod.“ „Bleeding Heart“ (1993) ist der Roman eines Mannes, der die Liebe nicht länger ertragen kann. Er kommt am 29. Dezember in Tanger an und nimmt sich ein Zimmer im Hotel Rif; in seinem Gepäck befinden sich ein Päckchen Briefe seiner ehemaligen Geliebten Leona, Barbiturate und Tranquilizer sowie ein Bolzenschussapparat. Helmert will an diesem Ort, wo Leona ihn mit zwei Männern betrogen haben soll, seinem Leben ein Ende setzen. Tagsüber durchstreift er die Stadt, nachts verschanzt er sich im Zimmer und gibt sich, befeuert durch Drogen- und Alkoholexzesse, erotischen Fieberträumen und selbstquälerischen Wahnphantasien hin. Letzte Kontakte zur Wirklichkeit bilden die Begegnung mit Greta, einer holländischen Fotografin, dem undurchsichtigen Zimmerkellner, einem sadistischen Polizisten und mit „Muzzle“, einer streunenden Hündin, die Helmert erst malträtiert, dann aber als seine Begleiterin akzeptiert. Überwältigt von Selbstmitleid, verwischen sich für ihn schmutzige Realität und obsessiver Höllentrip. Vier Tage, vier Kapitel: Am Schluss geht Helmert ins Wasser, ohne sich umzusehen. „Schwarze Wellen schlugen an einen schwarzen Himmel.“

Eine ebenso verstörende wie anstößige Sprachorgie von sexueller Gewalt, Verzweiflung und Leidensdruck, die im Delirium mündet: „Das Buch ist eine Tortur“, befand der Kritiker Michael Skasa in der „Zeit“. Fels schreibt seine Literatur, die ihm eigene Mixtur aus überbordender Sentimentalität und brutaler Pornografie, fort: die Liebe als Verhängnis. „Die Stille platzte und riß mir einen Krater in die Brust, und die Seele trat fetzenweise aus. Diese Scheißtränen.“ Der Tonfall – ein trauriger und wütender Blues, Songtexte sind jedem Kapitel vorangestellt – ist unverändert, doch die Szenerie hat gewechselt. Schauplatz der früheren Romane war Deutschland, das Arbeiter- und Proletenmilieu; obwohl Fels nie einem bieder realistischen Literaturkonzept verhaftet war, bildete seine Literatur soziale Wirklichkeit ab. Die marokkanische Hafenstadt Tanger dagegen ist ein literarischer Mythos, ein Fluchttort für Träume und ihr Scheitern. Fels hat in einem Interview bekannt, „daß ich einfach vor mir selbst auf und davon wollte. Auch vor mir selbst als Autor.“

Dass er zwischenzeitlich den Boden unter den Füßen verloren hat, zeigt der Roman „Mister Joe“ (1997). Der Sextourist Kerr hat in Manila die neunjährige Rosario zu Tode missbraucht; der Halbwüchsige Mike will sie rächen, außerdem wird Kerr von dem Polizistenduo Petruzalek und Holzwange gejagt. Die in Blut und Sperma getränkten Gewaltszenen des Romans – Rosario stirbt an einem in ihrer Scheide zerberstenden Vibrator – könnten aus einem Hardcore-Horrorvideo stammen, die Konstruktion des Plots erinnert an ein TV-Movie aus dem Privatfernsehen. Äußere Effekte der billigsten Art können nicht verdecken, dass der ansonsten wortgewaltige Autor diesmal keine Sprache gefunden hat: moralischer Schwulst, verquaste Religiosität und Vulgärpsychologie (der Kinderschänder ist ein Muttersöhnchen, der Rächer hat die Frau verloren) überwuchern die alten Qualitäten. Die Literatur von Fels war

stets eine Gratwanderung. Mit dem Roman „Mister Joe“ ist er, darüber war sich die Kritik einig, abgestürzt.

Danach wurde es für viele Jahre stiller um den Autor. Kaum Beachtung fand der Roman „Krumms Versuchung“ (2003): Protagonist ist ein Schlagertexter, der berufsbedingt ständig Herz auf Schmerz reimt, einmal im Leben aber wahre Gefühle spüren will. Er bricht aus seiner kaputten Ehe aus und reist überstürzt in eine ferne Militärdiktatur, um einer vom Geheimdienst verfolgten Jugendliebe zu helfen. Krum kann sie nicht retten, sondern gerät selbst in die Fänge der Militärpolizei und landet im Folterkeller; am Ende weiß er, dass er bisher „im falschen Paradies gelebt“ hat. Den Roman kann man lesen als Versuch von Fels, seinen Erzählkosmos zu erweitern, doch die Verbindung privater, von düsteren Phantasien genährter Verzweiflung mit einem politischen Schreckensszenarium vermochte nicht zu überzeugen. Auch der Dramatiker Fels geriet in eine Sackgasse: Erlebten früher seine Stücke Inszenierungen an Theatern wie dem Deutschen Schauspielhaus Hamburg oder den Münchner Kammerspielen, kamen „Öl auf dem Mond“ (2000) und „Tillas Tag“ (2002) an kleinen Bühnen in Luxemburg bzw. Meiningen zur Uraufführung und wurden kaum nachgespielt. Enttäuscht erklärte Fels, dass „das Theater heute eine ziemlich verkommene Angelegenheit“ sei („Frankfurter Rundschau“, 2./3. 10. 2001) und zog sich verbittert zurück.

Ein literarisches Comeback gelang Fels mit dem Roman „Reise zum Mittelpunkt des Herzens“ (2006).

Erzählt wird von den letzten Stunden des krebserkrankten Tom, dem keine Chemotherapie mehr helfen kann. Aus dem Krankenhaus wird er – ausgerüstet mit einer PCA-Pumpe, „das heißt: patientenkontrollierte Analgesie, transportabel wie ein Discman mit Tragegurt“, die ihn vor den schlimmsten Schmerzen bewahrt – nach Hause entlassen zum Sterben. Seine Frau Linda holt ihn ab, verspätet trifft der gemeinsame Freund Jack ein; er ist Fotograf und will Tom ein letztes Mal im Bild festhalten. Die beiden sind seine Liebsten, „ihre Zärtlichkeit war wie eine Wegzehrung“ bei Toms Reise in den Tod. Zu dritt unternehmen sie einen Ausflug an einen Ort, der für sie mit Erinnerungen an ein früheres, unbeschwertes Glück verbunden ist. Ein harmloser Kuss zwischen Jack und Linda weckt bei Tom plötzlich unguete Gefühle: Verstärkt durch wirre, von den hoch dosierten Medikamenten ausgelösten Halluzinationen, wird er von Eifersucht geplagt. Die Liebe macht das Sterben nicht leichter, Verlust- und Todesangst potenzieren sich. Letztlich ist es eine „Ungerechtigkeit der Liebe“, dass sie sich trennen müssen: „Das Leben stirbt, sonst stirbt nichts. Aber was passiert mit der Liebe? Und all den anderen Schmerzen?“ Am Ende schläft Tom, neben sich Linda, sanft ein.

Fels erzählt mit großer Intensität von der Liebe angesichts des nahenden Todes, ohne spektakuläre Kulissen und ungezähmte Metaphernflut, die seinen früheren Arbeiten viel von ihrer Wirksamkeit nahmen. Weil sie sparsam und bewusst eingesetzt werden, können sich die literarischen Stärken des Autors entfalten. Der pathetische Ton und die lyrischen Einsprengsel sind legitimiert durch das Thema und werden durch Lakonie aufgefangen; das Setting ist realistisch, symbolische Bilder sind unaufdringlich eingeflochten. Sehnsucht, Liebe, Freundschaft, Glück: Die hellen Seiten des Daseins, an die sich Tom verzweifelt klammert, werden in „einfachen Worten, weil es keine anderen Worte gab als einfache Worte“, beschworen. Die dunkle Seite, das „schwarze

Loch“, das der Todesengel im Gesicht trägt, meldet sich in den durch die Opiate hervorgerufenen Trugbildern zu Wort. Den kurzen Roman, knapp 160 Seiten, durchzieht leitmotivisch der Song „The First Time Ever I Saw Your Face“; einmal hören Tom und Linda das Lied aus dem Autoradio, gesungen von Johnny Cash, dem „einsamen Giganten des Alters und der Liebe“. Fels, der sich lange Zeit als zorniger, um sich schlagender junger Mann gerierte, legte mit „Reise zum Mittelpunkt des Herzens“ den Roman eines gereiften Autors vor, der Fragen menschlicher Existenz literarisch zu gestalten vermag.

„Du mußt dein Herz öffnen, mußt es ganz weit aufmachen, auch wenn es kindisch klingt.“ „Die Parks von Palilula“ (2009) schlägt, nach einleitenden Reflexionen über das Tagebuch, schon im ersten Satz einen neuen, hellen Ton an. Die Liebe zu einem kleinen Kind hat Fels das Herz geöffnet: Udoka ist ein Baby, seine Mutter eine Nigerianerin, die sich mühsam mit einem afrikanischen Shop in Wien über Wasser zu halten versucht. Obwohl nicht sein Fleisch und Blut, ist Fels wie ein stolzer Vater geradezu vernarrt in das Mädchen. Der kinderlose, auf das Rentenalter zugehende Mann hat hier seine Aufgabe gefunden: „Ich hoffe, Gott schenkt mir Kraft und Geld, ihr freies Geleit durchs Leben bieten zu können.“ Er kümmert sich um das Wohlergehen der Kleinen und holt Udoka möglichst oft aus dem verrauchten Shop an die frische Luft, indem er sie im Kinderwagen zu den Spielplätzen in den Parks der Stadt fährt. Nicht immer ist seine Hilfe willkommen. In die Fürsorge mischen sich Eifersucht und die Angst vor dem Verlust, wenn das afrikanische Mädchen sich unter den Migranten tummelt oder in das Land ihrer Herkunft reist. Die Asylbewerber führen eine unsichere Existenz: Fels begleitet Udokas Mutter zur Fremdenpolizei und zum Arbeitsamt; ihr Shop läuft schlecht, weil viele ihrer Kunden in Abschiebehaft sitzen. Das Buch hat, ungewöhnlich für den Autor Fels, ein Happy End: Udoka findet Platz in einem Kinderhort, wo sie sich mit den anderen Kindern schnell Freundschaften schließt. Es geht ihr gut, und sie hat sogar schon einen Verehrer, einen flachsblonden polnischen Jungen.

„Die Parks von Palilula“, ein Buch ohne Gattungsbezeichnung, ist ein über eineinhalb Jahre geführtes Tagebuch, in dem neben den üblichen Notaten Reflexionen, Erinnerungen, Lektüre-Zitate, Gebete, Gedichte und imaginierte Dialoge mit dem Kind eingeflochten sind. Das unverhüllt autobiografische Buch – sogar das Umschlagbild des kleinen Mädchens, „Coverfoto: privat“, betont noch die Authentizität – ist aber kein Dokument sozialen Engagements, kein anrührendes Zeugnis uneigennütziger Kleinkindbetreuung, sondern handelt von den Problemen eines alternden Schriftstellers, der zunehmend am Sinn seines Tuns zweifelt: „Immer seltener kann ich so schreiben, als würde es mir noch etwas bedeuten.“ Der Autor will Udoka retten, zugleich wird er durch das Kind gerettet. Die Kleine ist eine Fremde im kalten Wien, darin fühlt er eine Wesensverwandtschaft. Das Neugeborene ist das unbeschriebene Blatt, dem er die Welt vorbuchstabiert, eine Muse eigener Art.

Zwar kommt er dank seiner neuen Aufgabe kaum noch zur literarischen Arbeit, doch gleichzeitig ist das Buch Fortschreibung und Revision seines bisherigen Werkes. Afrika war bei Fels stets, u.a. in seinem Roman „Rosen für Afrika“, eine Metapher für die andere, die geheimnisvoll-faszinierende fremde Welt. „In meiner Phantasie habe ich dauernd dort zu leben versucht, an den entlegensten Orten meiner Einbildungskraft.“ Udoka hilft ihm, „meine falschen Träume von Afrika zu begraben“. Konfrontiert mit der Realität der afrikanischen Migranten und ihrem unsicheren Status, verbieten sich

sozialromantische Illusionen; er begegnet Menschen, die „aus dem Krankenbett der Knechtschaft gefallen sind, herzlich, schutzlos – und knallhart auf ihre Vorteile bedacht: sie haben nicht viele, aber sie nehmen sie sich. Liebe ist ein weißes Wort.“ Andererseits hat er durch Udokas afrikanische Mutter „Gott kennengelernt“ und besucht seitdem zusammen mit seiner Frau die Gottesdienste der baptistisch-evangelikalen Kephas-Gemeinde in Wien-Meidling. Er, der einst R. (Rosie, die Liebe seines Lebens, Fels-Lesern wohlbekannt) zur Abtreibung drängte, weil ein Kind in seinem Schriftstellerleben keinen Platz hatte, holt nun mit Udoka die verlorene Vaterschaft nach und überwindet damit auch die Angst vor dem Tod. „Die Liebe zu einem Kind heißt Widerstand zu leisten gegen die Sterblichkeit, heißt sein eigenes Dasein mehr oder weniger als Randerscheinung einer neuen Existenz zu begreifen.“

Udoka macht ihm bewusst, wie weit er „sich vom Ursprung des Lebens entfernt hat“. Es war ein weiter Weg, den Fels zurückgelegt hat: Der ehemalige Hilfsarbeiter schaffte es zum anerkannten, mit vielen Preisen ausgezeichneten Autor. „Es war die Literatur, die mir zum Sprung in den Abgrund des Lebens verholfen hat.“ Er hat exzessiv seine realen Erfahrungen wie die Phantasien ausgebeutet für seine Bücher – „Literatur bedingt, daß man sich zum Wiederkäuer seines Daseins entwickelt“ –, und stellt nun, wo er sich ausgeschrieben fühlt, seine gesamte bisherige Existenz in Frage: „Habe ich mich nicht die ganze Zeit davongestohlen, unterm Deckmantel der Literatur?“ Die oftmals zur poetologischen Sentenz drängenden Reflexionen sind als Tagebucheintragung datiert, das heißt Ausdruck einer momentanen Wahrheit, der andernorts widersprochen wird: „Die Parks von Palilula“ ist kunstvoll komponiert und genau austariert, handelt anders als alle früheren Bücher Fels', die Passionsgeschichten waren, von Erweckung und Erlösung – auch aus dem Dilemma einer Schriftstellerexistenz: „Wie hört man zu schreiben auf? Hat ein Roman Platz im Leben?“ Fels hat nicht aufgehört, Literatur zu produzieren. „Udoka“ ist der Roman, der in seinem Leben Platz gefunden hat.

„Die Seele braucht einen Auftritt und die verletzte Seele genügend Platz, langanhaltend zu sterben.“ Dieser Satz aus „Die Parks von Palilula“ charakterisiert auch die Gedichte, die in „Egal wo das Ende der Welt liegt“ (2010), dem ersten Lyrikband von Fels nach mehr als 20 Jahren, versammelt sind. Die „Poetologie der Widersprüchlichkeit“, die Juliane Kreppel an den frühen Gedichten erkannte, hat ihren politischen Impetus verloren: „Wir haben die Waffen niedergelegt“, heißt es im Epilog. Der Furor von einst ist der müden Geste vergeblichen Aufbegehrens gewichen. Ein melancholischer Grundton herrscht vor, Vergänglichkeit und Tod sind die bestimmenden Motive. Die Liebe ist eine schöne Erinnerung: „Ein paar Mal waren wir sehr glücklich“ ist ein Gedicht überschrieben, in dem seine nun schon „fast ein ganzes Leben“ währende Liebe zu Rosie anklingt, das aber mit den Versen endet: „Aber Hoffnung / schöne wilde fremde Hoffnung / gibt es nicht.“ Voller Sentiment, manchmal auch nur wehleidig, blickt das lyrische Ich zurück und formuliert – „das Fallbeil der Zeit“ droht – im Vorgriff einen „Nachruf auf mich“, schließlich seien Gedichte „das, was der Tod zwischen den Rippen trägt“. Fels postuliert: „Nicht alles ist ein Gedicht“ (und „Nicht jedes Gedicht ist ein Gedicht“), aber offenbar kann eine Tagebucheintragung in Prosa ein Gedicht sein. In ihr erfährt der Leser wieder von dem Mädchen Udoka, dem einzigen Lichtpunkt der Zukunft. Der abschließende Text des Bandes endet mit einem Idyll. Das kleine Kind, das dem Dichter beim Schreiben zusieht und selbst mit seinen

Bundstiften malt, ist der Widerpart des Todes, den es hinausführt und der dann auch verschwindet. „Ich nehme ein Malbuch, einen Buntstift, erfinde mich neu, das Leben ist schön.“

Mit „Die Hottentottenwerft“ (2015) legte Fels erstmals einen historischen Roman vor, der zur Zeit des Herero-Aufstands in der Kolonie Deutsch-Südwestafrika spielt. Im November 1903 verdingt sich Crispin Mohr aus Pappenheim als Reitersoldat in der kaiserlichen Schutztruppe. Er hoffe, in Swakopmund „den schönsten Platz der Welt für meine Zukunft zu entdecken“, schreibt er seiner Mutter in die Heimat. Er wird um seine Hoffnungen betrogen: Unter der sengenden Sonne Afrikas, gepeinigt von Durst und Staub, schikaniert von Vorgesetzten und Kameraden, gerät der sensible Jüngling, der sich in die Enkelin des Stammesfürsten verliebt, zwischen die Fronten einer mörderischen Auseinandersetzung. Schon der Name verweist auf sein Schicksal. „Ist weiß und heißt Mohr“, mokiert sich Waddie, ein im Sold der Kolonialherren stehender schwarzer Kundschafter.

Der Roman behandelt ein dunkles Kapitel der deutschen Geschichte: Als die eingeborenen Hereros sich gegen den Raub ihres Landes auflehnten, wurden sie in einem Vernichtungsfeldzug von deutschen Truppen gnadenlos niedergemetzelt und in eine wasserlose Wüste getrieben, wo sie zu Tausenden verdursteten. Die Geschichte ist dokumentarisch unterfüttert, der Stamm der Kiphkha jedoch fiktiv, ebenso die Personen und Ereignisse. „In diesem Roman ist alles erfunden, sogar das Erfundene“, heißt es in einer Nachbemerkung. „Und trotzdem handelt der Roman im weitesten Sinn von der Wahrheit und ihren Folgen.“ Es ist eine Reise ins Herz der Finsternis, die der Mann aus dem Altmühltal angetreten hat, ohne es zu ahnen. „Die Wüste reichte bis ins Paradies. Ein weiter Weg, den seine Träume gingen.“ Fels erweist sich erneut als sprachmächtiger Autor, der es vermag, mit wenigen Strichen Figuren sinnliche Präsenz zu verleihen. Waddie lacht über einen Witz des Leutnants, „es klang anbietend und verächtlich zugleich. Und noch etwas anderes klang darin mit: eine glühende Klinge des Hasses, die sich durch den Schorf des Gehorsams bohrte.“ Trauer, Wut, Verzweiflung, Aufruhr und Gewalt – Fels beherrscht die Kunst, neben Emotionen auch der Natur Poesie abzugewinnen. „Ludwig Fels ist ein emphatischer Autor“, lobte die „Frankfurter Allgemeine“, „dessen lakonische Dialoge von unterdrückten Emotionen vibrieren und dessen Landschaftsbilder so melancholisch wie expressiv sind.“

Eine auf andere Weise gescheiterte Suche nach dem Paradies schildert der Roman „Mondbeben“ (2020). Einmal im Leben muss man seinen Traum gelebt haben, davon ist Olav überzeugt, und plötzlich rückt dies in greifbare Nähe, scheint ihm und Helen das Glück zu lachen. Bisher sah es nicht danach aus: Als Helen von ihrem Ex brutal verprügelt wurde, ging Olav, ein schlagkräftiger Inkassoeintreiber, dazwischen und brach dem Mann die Knochen. Dafür wanderte Olav zwei Jahre ins Gefängnis, wo Helen ihn geheiratet hat. Nun ist er frei, und dank einer unerwarteten Erbschaft steht dem Paar die Welt offen. Bereits Georg Bleistein in „Ein Unding der Liebe“ wünschte sich einen Bungalow auf einer Südseeinsel und ein Bett aus Palmblättern. Für Helen und Olav wird dies Wirklichkeit. Auf einer Insel mit blauem Meer und weiten Stränden, die sie nur aus dem Internet kennen, haben sie ein Haus gekauft, das ihr neues Refugium werden soll. Doch man wandelt nicht ungestraft unter Palmen (das Goethe-Wort ist eines der Motti des Romans), und die vermeintliche Idylle erweist sich als Trugbild. Sie erleben „eine neue Wahrheit,

die ihre Grausamkeit immer weniger vor ihnen verbarg“: Zifere Island – der Schauplatz ist fiktiv, gleicht jedoch der Realität zahlreicher afrikanischer Länder, wo Krieg und Diktatur herrschen – ist, verlässt man das für Touristen reservierte Resort, ein höchst unsicherer Ort, an dem Korruption und Gewalt an der Tagesordnung sind. Die naiven Deutschen sind ein perfektes Opfer für den dubiosen Makler im Zusammenspiel mit dem Anwalt und dem Police Officer; am Ende sind sie aller Illusionen beraubt, sie haben nur noch sich. „Soviel hatten sie verstanden, dass die Liebe der Trost der Armen war.“ Wieder gibt es ein blutiges Finale, das in einen Gewaltexzess mündet, doch diesmal gönnt Fels sich und seinen Lesern ein glückliches Ende.

„Heimat ist eine Erfindung der Seßhaften“, heißt es in „Mondbeben“; über sich selbst sagte Fels einmal, er sei ein „verkümmerter Nomade“. Seit 1983 lebte er in Wien, fremdelte in seiner Wahlheimat jedoch auch nach Jahrzehnten noch. „Er war für jede lyrische Empfindsamerblüte gut und für jeden bajuwarischen Brachialschlag auf einen Betonkopf“, beschreibt ihn Hans Haider, der ehemalige Kulturchef der Wiener Zeitung „Die Presse“, für deren Beilage „Spectrum“ Fels gelegentlich schrieb. „Er blieb ein beharrlich Unausgeglichener und mit den Verhältnissen Unversöhnlicher – und war darum unfähig, sich einzuwienern.“

Im Alter besann Fels sich auf seine Herkunft und begann, fränkische Mundartgedichte zu schreiben, gesammelt in dem Band „Dou di ned o“ (2021). Es war eine Liebeserklärung an die Sprache der Heimat. „Am liebschden moch i aber doch des Frangenword / weil i bin scho viel dslang vo Frangn fodd.“ Seit bald 40 Jahren in Wien und im lang nicht gehörten Dialekt dichten, das hieß Lauschen in die Vergangenheit, so Fels im Vorwort. „Ich sitze, bildlich gesprochen, in der Puppenküche meiner Erinnerungen am Küchentisch und schreibe Gedichte, schreibe übers Träumen und vom Gehen durch die Träume auf der Suche nach Zuhause – wertvolle Sekunden, auf die ich zurückblicke, auf der Hut vor der Wehmutsfalle, die mit nichts als Verklärung lockt.“ Vor blinder Heimatliebe und tumber Volkstümelei war er gefeit, lokalpatriotische Lobgesänge sind seine Sache nicht. „Natürlich habe ich versucht, mich beim Schreiben über den Volksmund zu erheben, was heißt, einfach zu bleiben in einsamen Höhen und stets dem Tiefgang verbunden.“ Das Fränkische sei ein karger Dialekt, „das Pidgin der Bayern, phonetisch geschreddert“, schreibt Fels, „sogar das Grobe klingt kindlich, kindisch, selbst das Gemeine harmlos, verniedlichend“, und gegen diese, jeder Mundart inwohnende Tendenz arbeiten seine Gedichte an. Selten hat sich Nostalgie so bruchlos verbunden mit Lakonik und Nüchternheit wie in dieser Mundartpoesie. Es gibt Verse, so schlicht wie Kinderreime, heiter und gelöst, aber unter den „Laid“ gibt es manchen Saukerl, und auch der „Hidlerdreeg“ wird nicht verschwiegen. Mit der „ode an f.k.“ gibt es eine Verbeugung vor Fitzgerald Kusz, auch in „lideradurgridig“ erweist Fels dem Nürnberger Dichter seine Reverenz. Das „subdiles boem“ schließt: „wos Scheeners derfds edz länger nemmer geem / des ledschde Lichd is dick wäi Bloud.“ Viele Gedichte neigen zu aphoristischer Kürze, so der Zweizeiler: „Des Leem, des is a Falle / mit einem Dod fier alle.“

Das Leben sei keine Reise, sondern eine Flucht vor dem Tod. Als Fels diesen Satz in „Mondbeben“ schrieb, war er bereits krank. Der letzte Roman schaffte es auf die Longlist für den Österreichischen Buchpreis, auch erhielt Fels für sein Werk zahlreiche Auszeichnungen, blieb jedoch immer am Rand des literarischen Geschehens. „Er war ein schonungsloser Hinseher, ein mit den

Mitteln der realistischen Literatur operierender Schriftsteller, zu denen auch eine harte Sprache und die brutale Darstellung von Gewalt gehörten“, schrieb Jan Wiele in seinem Nachruf. Aus eigener Erfahrung habe er aus dem Milieu der Zukurzgekommenen berichtet: „Fels hat von diesen Menschen erzählt, ohne das Pathos des Entkommenen, sondern mit poetischer Schönheit und der Redlichkeit dessen, der seine Herkunft zum Gegenstand menschlicher Parabeln macht.“

Primärliteratur

„Anläufe. Gedichte“. Neuwied, Darmstadt, Berlin (Luchterhand) 1973. (= Luchterhand Typoskript).

„Platzangst. Erzählungen“. Darmstadt, Neuwied (Luchterhand) 1974. (= Luchterhand Typoskript).

„Ernüchterung. Gedichte“. Erlangen (Renner) 1975.

„Die Sünden der Armut. Roman“. Darmstadt, Neuwied (Luchterhand) 1975. (= Sammlung Luchterhand 202).

„Alles geht weiter. Gedichte“. Darmstadt, Neuwied (Luchterhand) 1977.

„Ich war nicht in Amerika“. Erlangen (Renner) 1978.

„Mein Land. Geschichten“. Darmstadt, Neuwied (Luchterhand) 1978.

„Ludwig Fels“. München (Damnitz) 1979. (= Kürbiskern – Zeitgedichte 1979,3).

„Ich bau aus der Schreibmaschine eine Axt“. Gedichte und Geschichten. Auswahl und Nachsatz von Annie Voigtländer. Berlin, DDR, Weimar (Aufbau) 1980.

„Vom Gesang der Bäume“. Ausgewählte Gedichte 1973–1980. Darmstadt, Neuwied (Luchterhand) 1980. (= Sammlung Luchterhand 314).

„Ein Unding der Liebe“. Roman. Darmstadt, Neuwied (Luchterhand) 1981.

„Kanakenfauna. Fünfzehn Berichte“. Darmstadt, Neuwied (Luchterhand) 1982.

„Lämmermann“. Frankfurt/M. (Verlag der Autoren) 1983. (= Theaterbibliothek 38).

„Betonmärchen“. Darmstadt, Neuwied (Luchterhand) 1983. (= Sammlung Luchterhand 489).

„Der Anfang der Vergangenheit. Gedichte“. München, Zürich (Piper) 1984.

„Der Affenmörder“. Frankfurt/M. (Verlag der Autoren) 1985. (= Theaterbibliothek).

„Die Eroberung der Liebe. Heimatbilder“. München, Zürich (Piper) 1985.

„Lieblich“. In: Theater heute. 1986. H.6. S.43–50.

„Rosen für Afrika. Roman“. München, Zürich (Piper) 1987.

„Blaue Allee, versprengte Tataren. Gedichte“. München, Zürich (Piper) 1988.

„Der Himmel war eine große Gegenwart. Ein Abschied“. München (Piper) 1990.

„Soliman. Lieblieb“. Zwei Stücke. Frankfurt/M. (Verlag der Autoren) 1991.

„Sturmwarnung“. Frankfurt/M. (Verlag der Autoren) 1993.

„Bleeding Heart“. Roman. München, Zürich (Piper) 1993.

„Mister Joe“. Roman. München (Luchterhand) 1997.

„Tillas Tag“. In: Gesine Danckwart u.a.: Frankfurter Positionen 2001. Sechs Theaterstücke. Frankfurt/M. (Verlag der Autoren) 2002. S.111–138.

„Krums Versuchung. Roman“. Hamburg (Europa) 2003.

„Reise zum Mittelpunkt des Herzens“. Roman. Salzburg (Jung und Jung) 2006.

„Die Parks von Palilula“. Salzburg (Jung und Jung) 2009.

„Egal wo das Ende der Welt liegt“. Gedichte. Salzburg (Jung und Jung) 2010.

„Letzter Versuch, die Welt zu umrunden“. Mit Farboffsetlithografien von Wilhelm Schramm. Horn, Österreich (Edition Thurnhof) 2013.

„Hinterm Spiegel. Für Alfons Schilling, 19. Juni 2013“. Linolschnitt Wilhelm Schramm. Bludenz (Freipresse) 2013. (Künstlerbuch).

„Nivana mon Amour“. In: Winfried Baumann: „Urban Nomads“. München (Hirmer) 2013. S.338–365.

„Die Hottentottenwerft. Roman“. Salzburg (Jung und Jung) 2015.

„Mondbeben. Roman“. Salzburg (Jung und Jung) 2020.

„Dou di ned o“. Gedichte. Cadolzburg (ars vivendi) 2021.

„Mit mir hast du keine Chance. Gedichte 1973–2018“. Salzburg (Jung und Jung) 2023.

Theater

„Lämmermann“. Uraufführung: Deutsches Schauspielhaus, Hamburg, Malersaal, 4.3.1983. Regie: **Ulrich Waller**.

„Der Affenmörder“. Uraufführung: Münchner Kammerspiele, Werkraum, 7.2.1985. Regie: **Ulrich Heising**.

„Lieblieb“. Uraufführung: Staatstheater Darmstadt, 19.4.1986. Regie: **Jean-Claude Kuner**.

„Soliman“. Uraufführung: Volkstheater Wien, bei den Bregenzer Festspielen 15.8.1991. Regie: **Piet Drescher**.

„Sturmwarnung“. Uraufführung: Fritz-Rémond-Theater, Frankfurt/M., 21.1.1993. Regie: **Ilo von Janko**.

„Die Hochzeit von Sarajevo“. Uraufführung: Düsseldorfer Schauspielhaus, Kleines Haus 1.12.1994. Regie: **Joachim Lux**.

„Öl auf dem Mond“. Uraufführung: Théâtre des Capucins, Luxemburg (in Koproduktion mit Burghofbühne Dinslaken), 20.10.2000. Regie: **Hanfried Schüttler**.

„Tillas Tag“. Uraufführung: Theater Meiningen, 17.10.2002. Regie: **Karl Georg Kayser**.

Rundfunk

- „Kaputt oder Ein Hörstück aus Scherben“. Saarländischer Rundfunk. 28.6.1973.
- „Die bodenlose Freiheit des Tobias Vierklee oder Stadtrundgang“. Saarländischer Rundfunk. 30.6.1974.
- „Lehm“. Saarländischer Rundfunk. 16.11.1975.
- „Der Typ“. Hessischer Rundfunk. 17.3.1977.
- „Wundschock“. Saarländischer Rundfunk. 18.11.1979.
- „Vor Schloß und Riegel“. Bayerischer Rundfunk. 27.6.1980.
- „Mary“. Bayerischer Rundfunk. 27.6.1980.
- „Frau Zarik“. Westdeutscher Rundfunk. 23.10.1984.
- „Heldenleben“. Süddeutscher Rundfunk / Hessischer Rundfunk. 17.1.1985.
- „Lämmermann“. Österreichischer Rundfunk. 24.6.1985.
- „Ich küsse Ihren Hund, Madame“. Sender Freies Berlin. 26.4.1987.
- „Der Friedhof der Namenlosen“. Österreichischer Rundfunk. 1989.
- „Winter in Wien“. Westdeutscher Rundfunk. 2.5.1989. (Späterer Titel: „Soliman“).
- „Schwarzer Pilot“. Westdeutscher Rundfunk. 12.12.1989.
- „Nach diesen kalten Sommern der Liebe“. Westdeutscher Rundfunk. 27.5.1997.
- „Der tausend und zweite Tag“. Hessischer Rundfunk. 1.10.1997.
- „Öl auf dem Mond“. Südwestrundfunk. 20.4.2000.
- „Nachts an den Feuern – Calamity Jane“. Hessischer Rundfunk / Westdeutscher Rundfunk. 28.5.2000.
- „Robot“. Westdeutscher Rundfunk. 4.10.2000.
- „Keiche“. Österreichischer Rundfunk. 6.3.2001.
- „Lappen hoch! Theaterschwadronade“. Westdeutscher Rundfunk. 2003.
- „Hello, I'm Glen Sherley“. Radio Bremen. 1.9.2006.
- „Jack kommt dann vorbei, er möchte uns fotografieren“. Westdeutscher Rundfunk. 20.9.2006.
- „Freetown Nonstop“. Westdeutscher Rundfunk. 4.4.2009.

Film

- „Ein Unding der Liebe“. Zweiteiliger Fernsehfilm. Drehbuch: Sohrab S. Saless. Regie: **Radu Gabrea**. ZDF. 27./28.3.1988.
- „Rosen für Afrika“. Fernsehfilm. Drehbuch und Regie: **Sohrab S. Saless**. ZDF. 7.6.1992.

Tonträger

„Wenn dunkelblau der Abend“. „Fluchtweg“. Sprecher Matthias Habich. In: Karl Otto Conrady (Hg.): Lauter Lyrik. Der Hör-Conrady. CD 18. Düsseldorf (Patmos) 2008.

Sekundärliteratur

Görtz, Franz Josef: „Seufzer aus dem Kellerloch“. In: National-Zeitung, Basel, 3.3.1973. Auch in: Frankfurter Rundschau, 31.3.1973. (Zu: „Anläufe“).

Wallmann, Jürgen P.: „Ich sag: Schnauze!“ In: Rheinische Post, 20.10.1973. (Zu: „Anläufe“).

Kusz, Fitzgerald: „Anläufe‘ mit solidarisiertem Effekt“. In: die horen. 1973. H.91. S.71–72.

Schultz-Gerstein, Christian: „Mit geballten Fäusten“. In: Die Zeit, 12.4.1974. (Zu: „Platzangst“).

Pataki, Heidi: „Ohne Proletromatik“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.7.1974. (Zu: „Platzangst“).

Meidinger-Geise, Inge: „Ludwig Fels: ‚Platzangst‘“. In: Die Tat, Zürich, 2.11.1974.

Görtz, Franz Josef: „Die große Wut“. In: Frankfurter Rundschau, 10.12.1974. (Zu: „Platzangst“).

Schultz-Gerstein, Christian: „Elendspanorama“. In: Die Zeit, 10.10.1975. (Zu: „Die Sünden“).

Werth, Wolfgang: „Kann man nicht durch die Wüste schwimmen?“. In: Süddeutsche Zeitung, 25./26.10.1975. (Zu: „Die Sünden“).

Matthaei, Renate: „Das Sprechen hat ihn gerettet“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.11.1975. (Zu: „Die Sünden“).

Grün, Max von der: „Schonungsloser Realismus“. In: Deutsche Volkszeitung, 27.11.1975. Auch unter dem Titel „Nüchtern nur in den Träumen“. In: Die Welt, 13.12.1975. (Zu: „Die Sünden“).

Meidinger-Geise, Inge: „Ernüchterung“. In: die horen. 1975. H.100. S.106–107.

Theobaldy, Jürgen: „Ein Unglück voller Wünsche“. In: Frankfurter Rundschau, 3.1.1976. (Zu: „Die Sünden“).

Meidinger-Geise, Inge: „Sackgassen und Ausbrüche“. In: Die Tat, Zürich, 27.1.1976. (Zu: „Die Sünden“).

Beck, Hans Jürgen: „Einer, der das große Elend kennt“. In: Welt der Arbeit, 13.2.1976. (Zu: „Die Sünden“).

Lindenberger, Herbert: „Szenen aus dem Elendsmilieu“. In: Stuttgarter Zeitung, 14.2.1976. (Zu: „Die Sünden“).

Schafroth, Heinz F.: „Startloch mit Fußangeln“. In: Die Weltwoche, 31.3.1976. (Zu: „Die Sünden“).

Reinhardt, Stephan: „Die Hoffnung auf Befreiung“. In: National-Zeitung, Basel, 24.4.1976. (Zu: „Die Sünden“).

- Ernst, Gustav:** „Ludwig Fels: ‚Die Sünden der Armut‘“. In: Wespennest. 1976. H.22.
- Krischker, Gerhard C.:** „Einer weiß mehr“. In: die horen. 1976. H.103.81.(Zu: „Die Sünden“).
- Vivis, Anthony:** „Rousseau – the fourth R“. In: The Times Literary Supplement, 17.9.1976. (Zu: „Die Sünden“).
- Hajewski, Thomas:** „Ludwig Fels: ‚Die Sünden der Armut‘“. In: Books Abroad, Oklahoma, Oktober 1976.
- Zeller, Michael:** „Die Sensibilität der Neuen Sensibilität“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29.3.1977. (Zu: „Alles“).
- Zahl, Peter-Paul:** „Das Recht auf Glück muß Gesetz in allen zukünftigen Büchern werden“. In: Frankfurter Rundschau, 6.8.1977. (Zu: „Alles“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Ludwig Fels und die Sprache der ‚kleinen Leute‘“. In: Basler Zeitung, 6.8.1977. (Zu: „Alles“).
- Buselmeier, Michael:** „‚Alles geht weiter‘, Gedichte von Ludwig Fels“. In: Die Zeit, 28.10.1977.
- Niers, Gert:** „Ludwig Fels: ‚Alles geht weiter‘“. In: World Literature Today, Oklahoma, Spring 1978.
- Hamm, Peter:** „Armes Deutschland“. In: Der Spiegel, 16.10.1978. (Zu: „Mein Land“).
- Mechtel, Angelika:** „Alte Wut im Bauch und Kopf“. In: Literatur konkret. 1978. H.3. (Zu: „Mein Land“).
- Froidevaux, Gérald:** „Der Pessimismus ist bodenlos“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.10.1978. (Zu: „Mein Land“).
- Schirnding, Albert von:** „Zorn und Zärtlichkeit“. In: Süddeutsche Zeitung, 23.12.1978. (Zu: „Mein Land“).
- Herms-Bonhoff, Elke:** „Ludwig Fels, Autor mit Phantasie und utopischem Zorn“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 28.1.1979. (Zu: „Mein Land“).
- Michaelis, Rolf:** „Tränen kotzen“. In: Die Zeit, 23.3.1979. (Zu: „Mein Land“).
- Meidinger-Geise, Inge:** „Entlarvungen“. In: Zeitwende. 1980. H.1. S.49. (Zu: „Mein Land“).
- Krolow, Karl:** „Vom Abgesang der Bäuche“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.4.1981. (Zu: „Gesang“).
- Bock, Hans Bertram:** „Sorgen der Einsamkeit“. In: Nürnberger Nachrichten, 23./24.5.1981. (Zu: „Unding“).
- Ignée, Wolfgang:** „Ist unsere Erde denn der fernste Stern?“. In: Stuttgarter Zeitung, 27.6.1981. (Zu: „Unding“).
- Irro, Werner:** „Alleinsein unter lauter Menschen“. In: Frankfurter Rundschau, 28.7.1981. (Zu: „Unding“).
- Greiner, Ulrich:** „Ein Unding der Liebe“. In: Die Zeit, 7.8.1981.

Blöcker, Günter: „Kosmische Trauer“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. 8. 1981. Auch in: Marcel Reich-Ranicki (Hg.): Frankfurter Anthologie. Bd.6. Frankfurt/M. (Insel) 1982. S.275–278. (Zu: „Annäherungsversuch“).

Reinhardt, Stephan: „Ein Unding der Liebe“. In: Lesezeichen. 1981. H.3. S.35–36.

Anz, Thomas: „Viel Fleisch gehabt, keine Liebe“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5. 9. 1981. (Zu: „Unding“).

Vormweg, Heinrich: „Ein Riesenkaspar aus unseren Niederungen“. In: Süddeutsche Zeitung, 12./13. 9. 1981. (Zu: „Unding“).

Hamm, Peter: „Die Eiszeit in den Menschen“. In: Nürnberger Nachrichten, 23. 9. 1981.

Hamm, Peter: „Ein Unding der Liebe“. In: Jürgen Lodemann (Hg.): Die besten Bücher. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1981. (= suhrkamp taschenbuch 782). S.9–16.

Töteberg, Michael: „Georg Bleisteins Flucht ohne Ziel“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 8. 11. 1981. (Zu: „Unding“).

Ingen, Ferdinand van: „Ludwig Fels: Ein Unding der Liebe“. In: Deutsche Bücher. 1982. H.1. S.25–26.

Kunert, Günter: „Vergeblichkeit“. In: Die Zeit, 14. 5. 1982. (Zu: „Herzlast“).

Bock, Hans Bertram: „Schrei aus der Einsamkeit“. In: Nürnberger Nachrichten, 26./27. 6. 1982. (Zu: „Lämmermann“).

Kosler, Hans Christian: „Die Erde war der fernste Stern“. In: Frankfurter Hefte. 1982. H.7. S.68–70. (Zu: „Unding“).

Schöfer, Erasmus: „Eine schwarze Messe der Wirklichkeit“. In: die horen. 1982. H.126. S.168–170. (Zu: „Unding“).

Anz, Thomas: „Vom Fortschritt verwüstet“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9. 10. 1982. (Zu: „Kanakenfauna“).

Pulver, Elisabeth: „Berichte und Träume“. In: Neue Zürcher Zeitung, 17. 11. 1982. (Zu: „Kanakenfauna“).

Sous, Dietmar: „Gegen die Verhängung der Zufriedenheit“. In: Deutsche Volkszeitung, 9. 12. 1982. (Zu: „Kanakenfauna“).

Burkhardt, Werner: „Die schiere Wut im Bauch“. In: Süddeutsche Zeitung, 7. 3. 1983. (Zu: „Lämmermann“).

Bock, Hans Bertram: „Die Sucht nach dem Wahn“. In: Nürnberger Nachrichten, 7. 3. 1983. (Zu: „Lämmermann“).

Wagner, Klaus: „Vergebliche Fluchtversuche“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. 3. 1983. (Zu: „Lämmermann“).

Lange, Mechthild: „Mehr eine Erzählung als ein Drama“. In: Frankfurter Rundschau, 9. 3. 1983. (Zu: „Lämmermann“).

Schmidt, Jürgen: „Gastarbeiter im eigenen Land“. In: Stuttgarter Zeitung, 9. 3. 1983. (Zu „Lämmermann“).

Karasek, Hellmuth: „Vor der Tür“. In: Der Spiegel, 14. 3. 1983. (Zu: „Lämmermann“).

- Merschmeier, Michael:** „Baal 1983“. In: Theater heute. 1983. H.4. S.4–7. (Zu: „Lämmermann“).
- Vormweg, Heinrich:** „Widerstand des Lebens ...“. In: Süddeutsche Zeitung, 11./12.6.1983. (Zu: „Kanakenfauna“).
- Gronius, Jörg W.:** „Durch die Wüste – ‚Lämmermann‘ von Ludwig Fels“. In: Sprache im technischen Zeitalter. 1983. H.87. S.251–257.
- Sous, Dietmar:** „Erfrorene Eisbären“. In: Deutsche Volkszeitung/die tat, 25.11.1983. (Zu: „Betonmärchen“).
- Hinck, Walter:** „Schwangere Frauen tragen Zementsäcke aus“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 31.12.1983. (Zu: „Betonmärchen“).
- Ingen, Ferdinand van:** „Ludwig Fels: ‚Kanakenfauna‘“. In: Deutsche Bücher. 1984. H.1. S.19–20.
- Altenburg, Matthias:** „Sterben vor dem Tod“. In: konkret. 1984. H.3. S.100. (Zu: „Betonmärchen“).
- Wackwitz, Stephan:** „Satt, chic und blöd in die Katastrophe“. In: Stuttgarter Zeitung, 2.10.1984. (Zu: „Der Anfang der Vergangenheit“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Ohne Beschönigung“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 7.10.1984. (Zu: „Der Anfang der Vergangenheit“).
- Skoruppa, Ekkehard:** „Pessimistisches Gleichnis“. In: epd/Kirche und Rundfunk, 10.11.1984. (Zu: „Frau Zarik“).
- Matt, Peter von:** „Unterwegs zu einer anderen Deutlichkeit“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.12.1984. (Zu: „Der Anfang der Vergangenheit“).
- Lenz, Eva-Maria:** „Die Hölle hat viele Eingänge“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.12.1984. (Zu: „Frau Zarik“).
- Matt, Beatrice von:** „Betteln um Kerzen bei Tag“. In: Neue Zürcher Zeitung, 18.1.1985. (Zu: „Der Anfang der Vergangenheit“).
- Karsunke, Yaak:** „Unauflösbarer Zwiespalt“. In: Frankfurter Rundschau, 19.1.1985. (Zu: „Der Anfang der Vergangenheit“).
- Bender, Hans:** „So ein Mann möchte ich sein“. In: Süddeutsche Zeitung, 26./27.1.1985. (Zu: „Der Anfang der Vergangenheit“).
- Thieringer, Thomas:** „Flucht aus der Isolation“. Interview. In: Süddeutsche Zeitung, 7.2.1985. Auch unter dem Titel „So zerrissen und schräg klingt die Melodie eines Lebens“. In: Theater heute. 1985. H.4. S.26–27. (Zu: „Affenmörder“).
- Hensel, Georg:** „Moritat vom Männerfrust“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9.2.1985. (Zu: „Affenmörder“).
- Thieringer, Thomas:** „Von der irren Sehnsucht, ein anderer zu werden“. In: Süddeutsche Zeitung, 9./10.2.1985. (Zu: „Affenmörder“).
- Bock, Hans Bertram:** „Tarzan sucht den Tod im Nachtclub“. In: Nürnberger Nachrichten, 9./10.2.1985. (Zu: „Affenmörder“).
- Schmitz-Burckhardt, Barbara:** „Träume vom wilden Wohlklang“. In: Frankfurter Rundschau, 15.2.1985. (Zu: „Affenmörder“).

- Schödel, Helmut:** „Dreigroschentheater“. In: Die Zeit, 15.2.1985. (Zu: „Affenmörder“).
- Bock, Hans Bertram:** „Die mißratene Passion“. In: Nürnberger Nachrichten, 5.3.1985. (Zu: „Affenmörder“).
- Thieringer, Thomas:** „Leider leeres Spektakel“. In: Süddeutsche Zeitung, 20.3.1985. (Zu: „Affenmörder“).
- Thieringer, Thomas:** „Man muß das Tier herauslocken“. In: Theater heute, 1985. H.4. S.28–29. (Zu: „Affenmörder“).
- Vormweg, Heinrich:** „Kein richtiges Leben im falschen“. In: Süddeutsche Zeitung, 25.4.1985. (Zu: „Eroberung“).
- Wackwitz, Stephan:** „Aber das Naheliegende ist immer der Tod“. In: Stuttgarter Zeitung, 27.4.1985. (Zu: „Eroberung“).
- Bormann, Alexander von:** „Ludwig Fels: ‚Die Eroberung der Liebe‘“. In: Deutsche Bücher, 1985. H.2. S.105–107.
- Utz, Peter:** „Die Schwierigkeit, den Kopf zu verlieren“. In: Schweizer Monatshefte, 1985. H.5. S.439–443. (Zu: „Der Anfang der Vergangenheit“).
- Hinck, Walter:** „Das Vokabular der Wut“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.5.1985. (Zu: „Eroberung“).
- Hg. (= Hanno Helbling): „Vorausseilend in ein anderes Leben“. In: Neue Zürcher Zeitung, 5.7.1985. (Zu: „Eroberung“).
- Görtz, Franz Josef:** „Tacheles. Stadtschreiber Ludwig Fels“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.9.1985.
- Hoffmann-Rittberg, Sybille:** „Prosa, in der Angst und Ekel sich paaren“. In: Deutsche Volkszeitung/die tat, 13.9.1985. (Zu: „Eroberung“).
- Wilms, Bernd:** „Bilder aus der Fremde“. In: Die Zeit, 11.10.1985. (Zu: „Eroberung“).
- HS (= Schmitz, Helmut):** „Vogel federlos“. In: Frankfurter Rundschau, 29.10.1985. (Zu: „Lämmermann“).
- Scharnagl, Horst:** „Vom Fabrikarbeiter zum Berufsschriftsteller“. Interview. In: Neue Rundschau, 1986. H.1. S.28–40.
- Hoffmeister, Donna L.:** „Arbeitswelt und Subjektivität“. Mit einem Interview. In: Kürbiskern, 1986. S.50–62.
- Rohde, Gerhard:** „Die Frau ist kein Glück“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.4.1986. (Zu: „Lieblieb“).
- Schmitz, Helmut:** „Leerlaut“. In: Frankfurter Rundschau, 21.4.1986. (Zu: „Lieblieb“).
- Krämer-Badoni, Rudolf:** „Ich liebe nur noch zu Silvester ...“. In: Die Welt, 22.4.1986. (Zu: „Lieblieb“).
- cbg.: „Schaustellung von Seelenmüll“. In: Neue Zürcher Zeitung, 24.4.1986. (Zu: „Lieblieb“).
- Schödel, Helmut:** „Bravbrav“. In: Die Zeit, 25.4.1986. (Zu: „Lieblieb“).

- Skasa, Michael:** „Aus der Tiefe des Flachlands“. In: Süddeutsche Zeitung, 6. 5. 1986. (Zu: „Lieblich“).
- Günther, Marc:** „Eine Liebesgeschichte in unmöglichen Verhältnissen“. Interview. In: Theater heute. 1986. H.6. S.40.
- Auffermann, Verena:** „Alltagshölle Alamania“. In: Theater heute. 1986. H.6. S.41–42. (Zu: „Lieblich“).
- Raab, Michael:** „Trotz vieler Preise kaum Erfolge“. In: Vorwärts, 23. 8. 1986. (Zu den Theaterstücken).
- Kurz, Paul Konrad:** „Ich hier unten – Ihr da oben“. In: ders.: Zwischen Widerstand und Wohlstand. Frankfurt/M. (Knecht) 1986. S.56–59. (Zu: „Unding“).
- Schmitt, W. Christian:** „Der Kampf ums Überleben und ein Stück Literatur“. In: ders.: Die Buchstaben-Millionäre. Karlsruhe (von Loeper) 1986. S.42–44.
- Hinck, Walter:** „Poesie im Leib“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6. 10. 1987. (Zu: „Rosen“).
- Becker, Barbara von:** „Untergang mit zerrissenen Fahnen“. In: Frankfurter Rundschau, 7. 10. 1987. (Zu: „Rosen“).
- Töteberg, Michael:** „Mehr Schläge als Küsse“. In: Deutsche Volkszeitung/die tat, 9. 10. 1987. (Zu: „Rosen“).
- Bäumler, Marianne:** „Ludwig Fels: ‚Ein Unding der Liebe‘“. In: Neue Deutsche Hefte. 1987. H.196. S.854–856.
- Vormweg, Heinrich:** „Die Angst vor dem Absterben“. In: Süddeutsche Zeitung, 12. 11. 1987. (Zu: „Rosen“).
- Odry, Anneliese:** „Herz in schwarzem Wasser“. In: Die Welt, 5. 12. 1987. (Zu: „Rosen“).
- Hardt, Stefan:** „Tod und Eros beim Essen“. Frankfurt/M. (Athenäum) 1987. (Zu: „Unding der Liebe“).
- Matt, Beatrice von:** „Wollust und Cafard“. In: Neue Zürcher Zeitung, 8. 1. 1988. (Zu: „Rosen“).
- Kaps, Angelika:** „Verzweifelt dem Abgrund zu“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30. 3. 1988. (Zu: „Unding“, Film).
- Fetz, Bernhard:** „Explosionen“. In: Forum. 1988. H.415/416. S.34–36. (Zu: „Rosen“).
- Görtz, Franz Josef:** „Prometheus in Wanderschuhen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4. 10. 1988. (Zu: „Blaue Allee“).
- Vormweg, Heinrich:** „Schöne Zeit, in der wir leben“. In: Süddeutsche Zeitung, 5. 10. 1988. (Zu: „Blaue Allee“).
- Wackwitz, Stephan:** „Laß mich um uns trauern“. In: Stuttgarter Zeitung, 5. 10. 1988. (Zu: „Blaue Allee“).
- Pulver, Elisabeth:** „Poesie und Poetologie als Einheit“. In: Neue Zürcher Zeitung, 30. 12. 1988. (Zu: „Blaue Allee“).
- Kafitz, Dieter:** „Bilder der Trostlosigkeit und Zeichen des Mangels. Zum deutschen Drama der Postmoderne“. In: Wilfried Floeck (Hg.): Tendenzen des

Gegenwartstheaters. Tübingen (Francke) 1988. (= Mainzer Forschungen zu Drama und Theater 2). S.157–176.

Olbert, Frank: „Weiß malt edles Schwarz“. In: epd/Kirche und Rundfunk, 3.6.1989. (Zu: „Winter“).

Ingen, Ferdinand van: „Ludwig Fels: ‚Rosen für Afrika‘“. In: Deutsche Bücher. 1989. H.3. S.194–195.

Hoffmeister, Donna L.: „Vertrauter Alltag, gemischte Gefühle. Gespräche mit Schriftstellern über Arbeit in der Literatur“. Bonn (Bouvier) 1989. (= Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 382). S.15–26.

Becker, Barbara von: „Abschied von der Mutter“. In: Süddeutsche Zeitung, 2./3.10.1990. (Zu: „Himmel“).

Steinert, Hajo: „Der Tod ist kein Roman“. In: Die Zeit, 5.10.1990. (Zu: „Himmel“).

Tolmein, Oliver: „Was bis dahin gewesen ist“. In: Literatur konkret. 1990. H.15. S.89. (Zu: „Himmel“).

Pinkerneil, Beate: „Die Mutter und der Wörternarr“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.10.1990. (Zu: „Himmel“).

Henning, Peter: „Aufzeichnungen vom Klang eines verlöschenden Lebens“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 2.11.1990. (Zu: „Himmel“).

Schulze, Axel: „Der letzte Brief“. In: Neue Deutsche Literatur. 1991. H.1. S.155–157. (Zu: „Himmel“).

Kunisch, Hans-Peter: „„Ans Meer kam sie nie““. In: Neue Zürcher Zeitung, 11.1.1991. (Zu: „Himmel“).

Petsch, Barbara: „Ein Dichter tritt aus seiner Klausur“. Interview. In: Die Presse, Wien, 15.2.1991.

Bormann, Alexander von: „Donner in einem Gebirge aus Glocken“. In: Frankfurter Rundschau, 16.2.1991. (Zu: „Himmel“).

Piensch, Gerhard: „Stimme einer alten Dame: ‚Buh! Buh!‘“. In: Neues Deutschland, 3.4.1991. (Zu: „Lieblich“).

Ruoss, Hardy: „Der Schriftsteller und der Tod“. In: Schweizer Monatshefte. 1991. H.5. S.415–417. (Zu: „Himmel“).

Krusche, Friedemann: „Freier Fall ins Bodenlose“. In: Theater heute. 1991. H.6. S.46. (Zu: „Lieblich“).

Hove, Oliver vom: „„Ich schlafe ein in Afrika, ich wache auf in Austria““. Porträt. In: Bühne (Wien). 1991. H.7/8. S.58–60.

Renoldner, Klemens: „Mit Ludwig Fels bei Horvath“. In: Süddeutsche Zeitung, 3./4.8.1991.

u. we. (= **Weinzierl, Ulrich**): „Mumifiziert“ In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.8.1991. (Zu: „Soliman“).

haj. (= **Jacobi, Hansres**): „Unfug um einen ausgestopften Neger“ In: Neue Zürcher Zeitung, 20.8.1991. (Zu: „Soliman“).

Kruntorad, Paul: „Eiseskälte in Wien“. In: Frankfurter Rundschau, 21.8.1991. (Zu: „Soliman“).

- Kruntorad, Paul:** „Ein schmachvoll ausgestopfter Mohr“. In: Rheinischer Merkur/Christ und Welt, 23. 8. 1991. (Zu: „Soliman“).
- Kathrein, Karin:** „Als das Wünschen noch geholfen hat“. In: Bühne (Wien). 1991. H.9. S.46–48. (Zu: „Soliman“).
- Gronius, Jörg W.:** „Ein Mohr im Menschenzoo“. In: Theater heute. 1991. H.10. S.30. (Zu: „Soliman“).
- Kässens, Wend:** „Schreiben ist auch ein Stück Selbstzerstörung“. Gespräch. In: Theater heute. 1991. H.10. S.27–31.
- Winkler, Willi:** „Rote Liebe“. In: Die Zeit, 5. 6. 1992. (Zur Verfilmung von „Rosen für Afrika“).
- Timm, Uwe:** „Die Zeit vergeht anders, wenn jemand stirbt“. In: Freitag, 30. 10. 1992. (Laudatio zum Literaturpreis Kranich mit dem Stein).
- Schreiber, Ulrich:** „Der ausgestellte Neger“. In: Frankfurter Rundschau, 11. 11. 1992. (Zu: „Soliman“).
- Gesing, Fritz:** „Offen oder ehrlich? Strategien der Abwehr und Anpassung in drei autobiographischen Werken der Gegenwart“. In: Über sich selber Reden. Zur Psychoanalyse autobiographischen Schreibens. Würzburg (Königshausen & Neumann) 1992. (= Freiburger literaturpsychologische Gespräche 11). S.49–94. (Zu: „Himmel“).
- Bartetzko, Dieter:** „Theater für einen Star“. In: Frankfurter Rundschau, 21. 1. 1993. (Zu: „Sturmwarnung“).
- Dröse, Ruth:** „Die Havarie der Katharina“. In: Frankfurter Rundschau, 23. 1. 1993. (Zu: „Sturmwarnung“).
- Eichholz, Armin:** „Kulis unverbrüchliche Liebe zu Frau und Schiff“. In: Die Welt, 23. 1. 1993. (Zu: „Sturmwarnung“).
- Thieringer, Thomas:** „Der Außenseiter siegt“. In: Süddeutsche Zeitung, 11. 2. 1993. (Zu: „Soliman“).
- Wille, Franz:** „Der alte Mann und nicht mehr“. In: Theater heute. 1993. H.3. S.59–60. (Zu: „Sturmwarnung“).
- Schweghofer, Christina:** „Der Mann mit dem Bolzenschußapparat“. In: Die Presse, Wien, 2. 10. 1993. (Zu: „Bleeding Heart“).
- Henning, Peter:** „Reise ins Herz der Finsternis“. In: Stuttgarter Zeitung, 5. 10. 1993. (Zu: „Bleeding Heart“).
- Reinhardt, Stephan:** „Nur im Fleisch zu Hause“. In: Frankfurter Rundschau, 6. 10. 1993. (Zu: „Bleeding Heart“).
- Siedenberg, Sven:** „Höllengel oder Gesänge eines Verlierers“. In: Süddeutsche Zeitung, 6. 10. 1993. (Zu: „Bleeding Heart“).
- hs: „Spucke und Schweiß“. In: Die Weltwoche, 7. 10. 1993. (Zu: „Bleeding Heart“).
- Schubert, Matthias:** „Letzter Tag eines einsamen Wolfes“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 8. 10. 1993. (Zu: „Bleeding Heart“).
- Skasa, Michael:** „Der gekotzte Lunch“. In: Die Zeit, 8. 10. 1993. (Zu: „Bleeding Heart“).

- Schulz-Ojala, Jan:** „Krüppelgrün in der Wüste“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 31. 10. 1993. (Zu: „Bleeding Heart“).
- Moser, Gerhard:** „Trauermarsch durch Tanger“. In: Literatur und Kritik. 1993. H.279/280. S.88–89. (Zu: „Bleeding Heart“).
- Hieber, Jochen:** „Blut, Schweiß, Tränen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15. 11. 1993. (Zu: „Bleeding Heart“).
- Henning, Peter:** „Nichts Wirkliches mehr“. Interview. In: Freitag, 19. 11. 1993. (Zu: „Bleeding Heart“).
- Hohmann, Michael:** „Der Körper als Maske“. In: Freitag, 19. 11. 1993. (Zu: „Bleeding Heart“).
- Kraft, Thomas:** „Tristesse in Tanger“. In: Neue Deutsche Literatur. 1993. H.12. S.133–134. (Zu: „Bleeding Heart“).
- Urbach, Tilman:** „Krater in der Brust“. In: Rheinischer Merkur, 14. 1. 1994. (Zu: „Bleeding Heart“).
- Thiériot, Gérard:** „L'homme dans le théâtre de Ludwig Fels: un mythe malmené“. In: Cahiers d'études germaniques. 1994. H.26. S.211–218.
- Nolden, Rainer:** „Düsseldorf: Unberührt durchs Blut gewatet“. In: Die Welt, 3. 12. 1994. (Zu: „Hochzeit“).
- aro. (= **Rossmann, Andreas**): „Zoo Sarajevo“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3. 12. 1994. (Zu: „Hochzeit“).
- Preußner, Gerhard:** „Liebe und Krieg und Mensch und Tier“. In: die tageszeitung, 5. 12. 1994. (Zu: „Hochzeit“).
- Thieringer, Thomas:** „Schickes Elend“. In: Süddeutsche Zeitung, 5. 12. 1994. Unter dem Titel „Ein Requiem, verspielt“ auch in: Theater heute. 1995. H.1. S.25. (Zu: „Hochzeit“).
- Löhndorf, Marion:** „Ausbeutung des Gefühls“. In: Neue Zürcher Zeitung, 6. 12. 1994. (Zu: „Hochzeit“).
- Schreiber, Ulrich:** „Medienkumpaneï“. In: Frankfurter Rundschau, 7. 12. 1994. (Zu: „Hochzeit“).
- Schulze-Reimpell, Werner:** „Krieg als Medienereignis“. In: Stuttgarter Zeitung, 8. 12. 1994. Auch in: Franz Josef Görtz u.a. (Hg.): Deutsche Literatur 1994. Stuttgart (Reclam) 1995. (= Reclams Universal-Bibliothek 8871). S.102–104. (Zu: „Hochzeit“).
- Klunker, Heinz:** „Griff ins Leere“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 9. 12. 1994. (Zu: „Hochzeit“).
- Treichel, Hans-Ulrich:** „Die Jockeys der Apokalypse“. In: Neue Zürcher Zeitung, 30./31. 8. 1997. (Zu: „Mister Joe“).
- Sous, Dietmar:** „Ein Schlag in die Fresse“. In: die tageszeitung, 15. 10. 1997. (Zu: „Mister Joe“).
- Falcke, Eberhard:** „Zwischen die Sterne geschissen“. In: Die Zeit, 17. 10. 1997. (Zu: „Mister Joe“).
- Schmedes, Götz:** „Poetischer Aufschrei“. In: Funk-Korrespondenz, 17. 10. 1997. (Zu: „Tausend und zweite Tag“).

- Bauer, Michael:** „Gewaltiger Mißgriff“. In: Süddeutsche Zeitung, 22./23. 11. 1997. (Zu: „Mister Joe“).
- Blume, Thomas:** „Die Leere vor dem Blutbad“. In: Das Sonntagsblatt, 28. 11. 1997. (Zu: „Mister Joe“).
- Schachtsiek-Freitag, Norbert:** „Noch ein Uding der Liebe“. In: Frankfurter Rundschau, 10. 12. 1997. (Zu: „Mister Joe“).
- Allmaier, Michael:** „Monster in der Seifenblase“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10. 7. 1998. (Zu: „Mister Joe“).
- Buselmeier, Michael:** „Selbsthaß eines Büchermachers“. In: Freitag, 23. 3. 1999. (Zu: „Fetzen Papier“, Gedicht).
- Hörburger, Christian:** „Provozierend, blasphemisch, gescheitert“. In: Funk-Korrespondenz. 2000. H.18. S.41–42. (Zu: „Ö!“).
- Olbert, Frank:** „Gepflegte Depression“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4. 10. 2000. (Zu: „Robot“).
- Schachtsiek-Freitag, Norbert:** „Letzte Worte vor dem Freitod“. In: Funk-Korrespondenz. 2000. H.41. S.34–35. (Zu: „Robot“).
- Linke, Hans-Jürgen:** „Vier Personen und ein Kanarienvogel“. Gespräch. In: Frankfurter Rundschau, 2./3. 10. 2001. (Zu: „Tillas Tag“).
- Stephan, Erika:** „Sprich mit mir!“ In: Theater heute. 2002. H.12. S.52–53. (Zu: „Tillas Tag“).
- Kissler, Alexander:** „Das Leben – kein Hit“. In: Süddeutsche Zeitung, 14. 4. 2003. (Zu: „Krums Versuchung“).
- Hinck, Walter:** „Nur weg aus dem Paradies“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7. 6. 2003. (Zu: „Krums Versuchung“).
- Haas, Franz:** „Noch ein blutendes Herz“. In: Neue Zürcher Zeitung, 11. 6. 2003. (Zu: „Krums Versuchung“).
- Polt-Heinzl, Evelyne:** „Auf der Suche nach ein wenig Animalität“. In: Die Presse, Wien, 28. 6. 2003. (Zu: „Krums Versuchung“).
- Steinert, Hajo:** „Knäuel aus Schmerz“. In: Die Welt, 26. 7. 2003. (Zu: „Krums Versuchung“).
- anonym: „Im Folterknast“. In: Der Spiegel, 28. 8. 2003. (Zu: „Krums Versuchung“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Uneinheitlich geraten“. In: Am Erker. 2003. H.46. S.77–78. (Zu: „Krums Versuchung“).
- Frederking, Volker/Kromer, Axel:** „Von der Persona zum Personascript. Virtuelle Theatralik im multimedialen Deutschunterricht am Beispiel von Ludwig Fels ‚Soliman‘“. In: Deutschunterricht. 2003. H.4. S.34–43.
- Haas, Birgit:** „Modern German Political Drama 1980–2000“. Rochester, NY (Camden House) 2003. S.20. f. (Zu: „Lieblieb“).
- Krekeler, Elmar:** „Reise zum Mittelpunkt des Herzens“. In: Die Welt, 22. 4. 2006.
- Jandl, Paul:** „Kammerspiel der Trauer“. In: Neue Zürcher Zeitung, 23. 5. 2006. (Zu: „Reise“).

- Schmitz, Michaela:** „Der ungerechte Tod“. In: Rheinischer Merkur, 25.5.2006. (Zu: „Reise“).
- Schuler, Christian:** „Haben wir Hunger?“. In: Stuttgarter Zeitung, 16.6.2006. (Zu: „Reise“).
- Hess, Silvia:** „Todesart eines Liebenden“. In: die tageszeitung, 17./18.6.2006. (Zu: „Reise“).
- Thuswaldner, Anton:** „Die Gesellschaft schaut lieber aus der Ferne zu“. In: Frankfurter Rundschau, 7.8.2006. (Zu: „Reise“).
- Fessmann, Meike:** „Das halte ich aus“. In: Süddeutsche Zeitung, 8.8.2006. (Zu: „Reise“).
- Schreiber, Ewald:** „Die untergehende Sonne im Kopf“. In: Der Standard, Wien, 9.9.2006. (Zu: „Reise“).
- Osterkamp, Ernst:** „Liebe ist stark, der Tod ist stärker“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.10.2006. (Zu: „Reise“).
- Weber, Mario Alexander:** „Nicht mehr atmen“. In: literaturkritik.de. 2006. H.12. S.156–158. (Zu: „Reise“).
- Fessmann, Meike:** „Brabbeln mit Frischluftzufuhr“. In: Süddeutsche Zeitung, 8.12.2009. (Zu: „Parks“).
- Doering, Sabine:** „Manche Frauen sind direkt von Gott geschaffen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.12.2009. (Zu: „Parks“).
- Ritzer, Uwe:** „Nie wieder Treuchtlingen“. In: Süddeutsche Zeitung, 24./25./26.12.2009. (Porträt).
- Kreppel, Juliane:** „In Ermangelung eines Besseren? Poetik und Politik in bundesrepublikanischen Gedichten der 1970er Jahre“. Köln u.a. (Böhlau) 2009. (= Kölner Germanistische Studien N.F. 9). S.213–223. (Zu: „Poetologisches Statement“, Gedicht).
- Matt, Beatrice von:** „Das schwarze Baby“. In: Neue Zürcher Zeitung, 6.2.2010. (Zu: „Parks“).
- Rothschild, Thomas:** „Weißer Mann und schwarzes Wiener Kind“. In: Stuttgarter Zeitung, 19.3.2010. (Zu: „Parks“).
- Braun, Michael:** „Lyrik-Logbuch. Eintragungen zu Gedichten der Gegenwart“. In: Volltext. 2010. H.5. S.16–17. (Zu: „Egal“).
- Grill, Bartholomäus:** „Sibirien in Wien“. In: Die Zeit, 4.11.2010. (Zu: „Palilula“).
- Kubaczek, Martin:** „Die Parks von Palilula“. In: Kolik. 2010. H.48. S.152–153.
- Doering, Sabine:** „Anabolika für das lyrische Ich“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.1.2011. (Zu: „Egal“).
- Moser, Samuel:** „Heftige Bilder“. In: Neue Zürcher Zeitung, 26.2.2011. (Zu: „Egal“).
- Räkel, Hans-Herbert:** „Im qualmerfüllten Kerkerschlund scharrt der Dichter wie ein Hund“. In: Süddeutsche Zeitung, 25.3.2011. (Zu: „Egal“).
- Strein, Jürgen:** „Zum Wilden wird man erst gemacht“. In: Fränkische Nachrichten, 14.6.2011. (Zu: „Soliman“).

Roth, Wilhelm: „Sehnsucht nach Liebe“. In: Frankfurter Rundschau, 9.9.2011. (Zu: „Tillas Tag“).

Schröder, Christoph: „Der große Irrtum vom Glück“. In: Frankfurter Rundschau, 12.9.2011. (Zu: „Tillas Tag“).

Richter, Jürgen: „Den Kanarienvogel als Geisel genommen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Rhein-Main-Zeitung, 13.9.2011. (Zu: „Tillas Tag“).

Schön, Karl: „Erweiterung der Wahrnehmung. Zu Ludwig Fels und seinem Lyrikband ‚Der Anfang der Vergangenheit‘“. München (BookRix) 2013. (E-Book).

Rudtke, Tanja: „Kulinarische Lektüren. Vom Essen und Trinken in der Literatur“. Bielefeld (transcript) 2014. S.221–228. (Zu: „Unding“).

Ritzer, Uwe: „Poesie und rohe Gewalt“. In: Süddeutsche Zeitung, 14.9.2015. (Zu: „Hottentottenwerft“).

Lietzow, Bernadette: „Mit purer Sprachgewalt gegen kolonialen Irrsinn“. In: Tiroler Tageszeitung, 30.10.2015. (Zu: „Hottentottenwerft“).

Waldinger, Ingeborg: „Taumel brutalster Offenbarungen“. In: Wiener Zeitung, 14.11.2015. (Zu: „Hottentottenwerft“).

Müller, Burkhard: „Plötzlich führt Karl May Regie“. In: Die Zeit Literatur. November 2015. S.12. (Zu: „Hottentottenwerft“).

Hengstler, Wilhelm: „Ich lasse auf sie schießen“. In: Die Presse, Wien, 12.12.2015. (Zu: „Hottentottenwerft“).

Wurmitzer, Michael: „Ein weißer Mohr unter Schwarzen“. In: Der Standard, Wien, 17.12.2015. (Zu: „Hottentottenwerft“).

Thuswaldner, Anton: „Durchs wilde Afrika“. In: Salzburger Nachrichten, 24.12.2015. (Zu: „Hottentottenwerft“).

nhb (= Henneberg, Nicole): „Seismograph wider Willen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.1.2016. (Zu: „Hottentottenwerft“).

Neubert, Sabine: „Gestohlenes Land – verlorene Illusionen“. In: neues deutschland, 26.1.2016. (Zu: „Hottentottenwerft“).

Renöckl, Georg: „Mit Schiller nach Südwestafrika“. In: Neue Zürcher Zeitung, 30.1.2016. (Zu: „Hottentottenwerft“).

Fessmann, Meike: „Hart und zart“. In: Süddeutsche Zeitung, 25.11.2016. (Zum 70. Geburtstag).

Koneffke, Jan: „Ein Fremder überall“. In: Frankfurter Rundschau, 26./27.11.2016. (Zum 70. Geburtstag).

Koneffke, Jan: „Das fernste Bild der Heimat. Zu Entfremdung und Fremdheit in Leben und Werk des Ludwig Fels“. In: Wespennest. 2017. H.172. S.78–82.

Niefanger, Dirk: „Erzählen als Zumutung. ‚Ein Unding der Liebe‘ (1981) von Ludwig Fels“. In: Christine Lubkoll / Manuel Illi / Anna Hampel (Hg.): Politische Literatur. Begriffe, Debatten, Aktualität. Stuttgart (Metzler) 2018. S.385–399.

Thuswaldner, Anton: „Kontinent der Kolonialisten“. In: Salzburger Nachrichten, 2.2.2019. (U. a. zu: „Hottentottenwerft“).

- Braun, Karlheinz: „Herzstücke. Leben mit Autoren“. Frankfurt/M. (Schöffling) 2019. S.434–436.
- Samsami, Behrang: „Ich will doch nur, dass ihr mich liebt“. In: literaturkritik.de. 2020. H.1. (Zu: „Unding“, Verfilmung).
- Seyboth, Patric: „Außenseiterballade“. In: epd Film. 2020. H.3. S.43. (Zu: „Unding“, Verfilmung).
- Gutschke, Irmtraud: „Die Inseln des Ichs“. In: neues deutschland, 10.3.2020. (Zu: „Mondbeben“).
- Mazenauer, Beat: „Liebe ist der Trost der Armen“. In: literaturkritik.de. 2020. H.5. S.310–312. (Zu: „Mondbeben“).
- Pisa, Peter: „Kein Zuckerschlecken im Paradies“. In: Kurier, Wien, 4.5.2020. (Zu: „Mondbeben“).
- Conrad, Bernadette: „Schmerzhaft und magisch schön“. In: Wiener Zeitung, 10.5.2020. (Zu: „Mondbeben“).
- Zeillinger, Gerhard: „Ausgeträumt im Paradies“. In: Der Standard, Wien, 28.6.2020. (Zu: „Mondbeben“).
- Henneberg, Nicole: „Die Sehnsucht nach dem gelingenden Leben“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 29.6.2020. (Zu: „Mondbeben“).
- Hillgruber, Katrin: „Die Liebe als Trost der Armen“. In: Frankfurter Rundschau, 15.7.2020. (Zu: „Mondbeben“).
- Hillgruber, Katrin: „Manche haben Angst vor mir und meinen Büchern“. Gespräch. In: Volltext. 2020. H.2. S.10–12. (Zu: „Mondbeben“).
- Pirkel, Wolfgang: „Die Engel an der Leine“. In: Die Presse, Wien, 11.7.2020. (Zu: „Mondbeben“).
- Klute, Hilmar: „Semiotik der Sehnsucht“. In: Süddeutsche Zeitung, 12.1.2021. (Nachruf).
- wiel (= Wiele, Jan): „Es ging ums Leben“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.1.2021. (Nachruf).
- Ritzer, Uwe: „Aus dem Dal der Kindheit“. In: Süddeutsche Zeitung, 21.4.2021. (Zu: „Dou di ned o“).
- Ritzer, Uwe: „Out of Treuchtlingen... oder vom schwierigen Umgang mit der alten Heimat“. In: Villa nostra. 2021. H. 2. S. 5–22. (Porträt).
- Ritzer, Uwe: „Mit einem unverstellten Blick auf Ungerechtigkeiten“. In: Süddeutsche Zeitung Online, 27.8.2023. (Zu: „Mit mir hast du keine Chance“).
- Becker, Artur: „Ludwig Fels in der Brandung“. In: Frankfurter Rundschau, 15.9.2023. (Zu: „Mit mir hast du keine Chance“).
- Pirkel, Wolfgang: „Vom Rand der Dinge kommen manchmal Stimmen“. In: Literatur und Kritik. 2023. H. 577/578. S. 95–97. (Zu: „Mit mir hast du keine Chance“).
- Noack, Bernd: „Der Schriftsteller Ludwig Fels und sein Geburtsort – ‚Wenn es sein muss, komme ich zurück, wenn der Tod nicht ewig dauert‘“. In: Neue Zürcher Zeitung, 29.9.2023. (Online).

Dahlmeyer, André: „Nie zu Kreuze kriechen“. In: nd. Der Tag, 3.11.2023. (Zu: „Mit mir hast du keine Chance“).

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 01.12.2023

Quellenangabe: Eintrag "Ludwig Fels" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000144>
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 11.10.2024)